Die

# Freimaurerei der Frauen.

---

Roman

von

**Charles Monselet.**

Aus dem Französischen übersetzt

von

**Ferdinand Heine.**

---

**Viertes Bändchen.**

**Leipzig.**
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
**1856.**

# I.

Wenn vielleicht einige unserer Leser über ein so vertrauliches, auf offener Straße gehaltenes Gespräch erstaunen sollten, so laden wir sie ein, sich nur gefälligst selbst, des Abends um neun Uhr, auf den Boulevard der Invaliden zu bemühen; sie werden sich dann überzeugen, daß kaum ein Ort in der Welt geeigneter sein kann, um sich vertraulich über Privatangelegenheiten, ja sogar über Politik, zu unterhalten. Ferner bitten wir unsere Leser, zu erwägen, daß diese Unterredung schon vor länger als zehn Jahren stattfand, und daß der Boulevard der Invaliden vor zehn Jahren noch viel einsamer war als jetzt.

Herr Blanchard, der mit Stolz bemerkte, in welchem hohen Grade seine Mittheilung das Interesse seines Zuhörers erregte, hielt einen Augenblick inne, und streichelte sich selbstgefällig das Kinn.

„Nun, fahren Sie fort!“ rief Philipp gespannt.

„Was würden Sie zum Beispiel an meiner Stelle wohl gethan haben?“ frug Herr Blanchard.

„Ich bitte —“

„Nein, nein; geniren Sie Sich durchaus nicht; ich wäre wirklich begierig, Ihre Ansicht zu erfahren.“

„Das weiß ich wahrhaftig nicht.“

„Aha!“

„Auch ist ja hier gar nicht von mir die Rede.“

„Gestehen Sie wenigstens, daß es hier aller List und Verschlagenheit eines Mascarille und Scapin bedurfte, daß man alle Ränke des Molière'schen Repertoirs hervorsuchen mußte, daß man ein scharfes Auge, ein feines Ohr, einen flüchtigen Fuß, und die Börse eines Almaviva in der Hand eines Figaro haben mußte!“

„Ja, ja, das gebe ich zu.“

„Es war mein allererstes Debut in diesem Rollenfache, was ich gütigst zu berücksichtigen bitte, Herr Beyle.“

Philipp antwortete nicht mehr, sondern trommelte ungeduldig einen Geschwindmarsch mit den Fingern auf seinen Lippen.

Nachdem Herr Blanchard alle seine kleinen Kokettrien als Erzähler erschöpft hatte, bequemte er sich, fortzufahren:

„Es versteht sich von selbst, daß ich zu abgenutzten Kniffen und Pfiffen gar nicht erst meine Zuflucht nahm. Ich wählte mir als Angriffspunkt jenes Haus, gerade uns gegenüber; es schien mir das bescheidenste, das zugänglichste zu sein. Ich klopfte. Ein weiblicher Portier

machte auf, betrachtete mich vom Kopfe bis zu den Füßen und fragte mich, was ich wolle. Bevor ich mich auf eine Antwort einließ, schien es mir zweckmäßig und den Gesetzen der Höflichkeit, wie der Politik angemessen, meine Indiscretion unter das Protektorat eines Zwanzigfrankenstücks zu stellen. Die Portière nahm das Goldstück, besah es, brummte etwas zwischen den Zähnen und zog sich in ihre Loge zurück."

„Ohne sich nur einmal zu bedanken?"

„Ohne auch nur ein Wörtchen zu sagen. Erstaunt über dies Benehmen, war ich schon im Begriff, eine schüchterne Protestation dagegen zu erheben, als die Frau zurückkam, mir vier Hundertsousstücke in die Hand drückte und dazu die denkwürdigen Worte sprach: „Ist gern geschehen; aber ein anderes Mal wenden Sie Sich an Andere; in der Straße du Bac wohnt ein Geldwechsler." Worauf sie mir die Thüre vor der Nase zuschlug."

„Ein maliciöser Anfang."

„Das gebe ich zu; da ich mir aber sagte, daß die Race der Portiers und Portièren nicht alle nach einem bronzenen Typus gegossen wären, so klingelte ich einige Häuser weiter, da drüben, an jenem, mit einer Colonnade geschmückten, zierlichen, aber durch eine Reihe von Lanzenspitzen vertheidigten, Hôtel. Diesmal waren es Hunde, die mir eine Antwort ertheilten."

„Hunde?"

„Wahre Moloche, von Fleisch und — Zähnen, die aus einer Art von Hundezwinger herbeistürzten, in welchem

ihre Wachsamkeit ohne Zweifel durch eine höchst spärliche Nahrung unterhalten wird, denn sie zeigten einen starken Appetit nach meinen Waden. Natürlich trat ich schleunigst den Rückzug an. Auf mehreren anderen Punkten war ich eben nicht glücklicher. Ich nahm nach und nach verschiedene Charaktere an; bald war ich ein Steuerbeamter, der die Einwohnercataster aufnehmen sollte; bald ein Porcellanflicker, bald ein Gasbeleuchtungsinspektor — was weiß ich Alles! Man sah mich nur mit einem Auge an, und blieb auf beiden Ohren taub. — Ich sage Ihnen, es war allerliebst."

„Allerliebst? Ich dächte nicht."

„Reizend, sage ich Ihnen; ich amüsirte mich königlich. Für mich war das ja eine förmliche Intriguencomödie, ein spanisches Imbroglio; ich machte Lope de Vega durch, Beaumarchais, Marivaux; ich führte den Barbier von Sevilla auf, nur mit dem Unterschiede, das ich Almaviva und Figaro in einer Person war; ich belagerte Rosinens Haus nach allen Regeln der Kriegskunst, ich wechselte die Kleider, die Dialekte, wie ein Camäleon die Farbe."

„Und blieben nach wie vor draußen vor der Thüre?"

„Erlauben Sie, ich war ja nur erst bei'm ersten Akte!" sagte Blanchard etwas gereizt. „Der spielt, wie gewöhnlich, auf der Straße."

„Nun also — ich bin begierig auf den zweiten."

„Ich hatte endlich mein Augenmerk auf einen Gärtner geworfen, der weit angelegentlicher seine Kehle, als seine

Blumen begoß. Dieser Gärtner kam jeden Morgen und ging jeden Abend, denn sein Geschlecht unterwarf ihn dem allgemeinen Ostracismus. Er wohnte eigentlich in Grenelle, aber er hatte noch ein besonderes Local bei einem Weinhändler in der Kometenstraße, an das er mehr Anhänglichkeit, als an seine Wohnung zu haben schien. Diesmal mußte ich vom Lustspiel zur komischen Oper übergehen: erste komische Baßpartieen, Buffo cantante, die Rolle Juillet's in den Visitandines."

„Sie knüpften Bekanntschaft mit dem Manne an?"

„Geduld. Eines Abends folgte ich ihm und trat mit ihm zugleich in's Weinhaus. Ich hatte Sorge getragen, meinem äußeren Menschen eine passende Hülle zu geben, die ihn nicht abschreckte: Blouse, Strohhut, dickbesohlte Schuhe. Mein Gärtner nahm eine Flasche Wein an, und erwiederte sie mit einem Litre, was aber nur das Vorspiel einer ganzen Serie von Libationen war, die uns, wenigstens dem Anscheine nach, sehr bald zu Seelenbrüdern machten."

„Teufel!"

„Mit einem Worte, ich machte ihn betrunken, aber ich erfuhr nichts; der Schuft war verkorkt und verpicht wie eine Flasche Château-Margaux, — versteht sich, aus lauter Dummheit. Sonst war es ein ganz gutmüthiger, etwas furchtsamer und sehr ruhiger Kerl; seiner Ansicht nach bestand das menschliche Geschlecht nur aus zwei Kathegorien: Gärtner und Säufer. Seine übergroße Naivetät machte mir auch das Vertrauen begreiflich, das man

ihm in jener Frauenzimmer-Republik schenkte, in die er aus und ein ging, ohne daß man mit ihm sprach, oder ihn überhaupt nur beachtete. Man konnte ihm seine Uhr stehlen und ihm getrost weiß machen, es geschähe, um sie wie eine Tulpenzwiebel in die Erde zu stecken."

„Nun, und —?"

„Als wir das Weinhaus verließen, war mein Gärtner nicht mehr im Stande, eine Skabiose von einem Kürbis zu unterscheiden. Ich selbst muß gestehen —"

„Immer gestehen Sie frisch drauf los, Herr Blanchard!"

„Ich war nicht recht vermögend, mir einen ganz klaren Begriff von der Breite und Länge der Kometenstraße zu machen; zum Glücke beschützte mich meine fixe Idee wie ein unsichtbarer Genius. Ich beeilte mich, den Saufaus in die Hände meines Kammerdieners abzuliefern und band diesem auf die Seele, ihn achtundvierzig Stunden unter Schloß und Riegel zu halten."

„Jetzt errathe ich."

„Am anderen Morgen mit Tagesanbruch schritt ich, genau so gekleidet wie er, außerdem noch mit einer Partie in Stroh eingebundenen Reisern beladen, so daß sie mein Gesicht ziemlich bedeckten, durch die geheimnißvolle Pforte."

„Ist es möglich, Herr Blanchard?" rief Philipp; „wie! es ist Ihnen gelungen hineinzudringen —"

„Es ist mir gelungen."

„Und das sagen Sie mir erst jetzt?"

„Erlauben Sie, ein guter Erzähler hat gewisse Regeln

zu beobachten; ich hätte mir ja die schönsten Effekte verdorben."

„Ich glaube, Sie erlauben Sich einen Scherz mit meiner Spannung?"

„Geduld, Geduld!" sagte Herr Blanchard ruhig.

„Nun gut denn; da Sie hineingekommen sind, so sahen Sie doch ohne Zweifel —"

„Zuerst gar nichts."

„Und dann?"

„Nicht viel mehr als nichts."

„Unmöglich!"

„Wie? Sie bezweifeln meine Worte?"

„Das nicht, entschuldigen Sie; ich wollte damit nur sagen, daß das unmöglich das ganze Resultat so vieler Mühe sein konnte."

„Gleichviel; ich war in der Festung, und das war vor der Hand die Hauptsache. Ach Herr Beyle! welch' ein entzückender Moment! welch' eine Freude! Wenn ich nicht ausrief: Mein Gott, ich danke Dir! wie in den Boulevardcomödien, so geschah dies lediglich, weil es mir nicht einfiel, denn es würde mir eine große Herzenserleichterung gewesen sein. Genug, ich war d'rin! Ich kann Ihnen kaum beschreiben, wie mir war; die Atmosphäre von Geheimnissen, Gefahren, Schwierigkeiten, hat etwas Berauschendes! Ich schritt nicht auf der Erde, ich glitt darüber weg; ich schwebte unter den Bäumen dahin wie ein Nebelwölkchen, ich war kein Gärtner mehr,

ich war ein Sylphe! — In diesem Augenblicke gelobte ich mir selbst mit einem feierlichen Eide —"

„Doch nicht in ein Kloster zu gehen?"

„Das weniger; aber nach der Türkei."

„Das laff' ich mir eher gefallen. Aber zu welchem Zwecke?"

„Kann es für mich noch einen anderen Zweck geben, als in das Serail zu dringen, mich in die Gärten seiner Hoheit zu schleichen, die Wachsamkeit der Ikoglons, der Bostandjis, der Eunuchen zu hintergehen? Ich sage Ihnen, Herr Beyle, ich werde nach der Türkei gehen, verlassen Sie Sich darauf!"

„Ganz nach Ihrem Belieben," erwiderte Philipp, wenig erbaut von diesem plötzlichen Serailenthusiasmus; „einstweilen aber, seien Sie nicht undankbar gegen diesen armen Boulevard der Invaliden, der Ihnen heute einen so piquanten Vorgeschmack orientalischer Intriguen gewährt."

„Nicht mehr wie billig."

„Und nehmen Sie den Faden Ihrer Erzählung wieder auf, wo Sie ihn gelassen haben, das heißt, an der Thüre des bewußten Gartens."

„Ich stehe zu Befehl."

Zuvor aber räusperte sich Herr Blanchard.

„Ein ungeheurer Schritt war gethan, nur brachte er mich leider nicht um einen Zoll vorwärts. Ich bemerkte nur zu bald, daß ich nicht in's Haus würde gelangen können, ohne erkannt und demgemäß mit Schimpf und Schande fortgejagt zu werden. Ich mußte meine Recog-

noscirungen also ausschließlich auf den Garten beschränken, und mir Mittel zu verschaffen suchen, zur Nacht wieder hereinkommen zu können, denn das ward mir ganz klar, daß das Hauptdrama des Nachts aufgeführt werde."

„Sehr scharfsinnig."

„Ich schlich vorsichtig an den Mauern umher, untersuchte die schwachen Punkte, die Aus- und Eingänge, und richtete endlich meine ganze Aufmerksamkeit auf die Umgegend dieser kleinen Thüre."

„Dieser hier?"

„Ja. Die Mauer ist hier abgebröckelter, ungleicher als an anderen Stellen und bietet viel mehr Stützpunkte zum Uebersteigen; die obere Kante ist nicht so sorgfältig mit Flaschenboden und eisernen Spitzen verwahrt; die Hauptsache ist aber, daß ein Ast dieser großen Ulme, auf der Sie mich so eben sitzen gesehen, so gefällig ist, wie eine luftige Brücke, oder wie ein Observatorium sich über die Mauer wegzustrecken."

„Ihr Plan war also —"

„Mein Plan war — Sie werden es sogleich sehen, aber haben Sie die Güte, mich nicht so oft zu unterbrechen und auf meine Erzählung zu achten."

„Ich verliere nicht eine Sylbe davon."

„Da ich in ziemlicher Verlegenheit war, womit ich meine Zeit bis zum Abende hinbringen sollte, so machte ich mich darüber, alle Gänge auf das sorgfältigste zu rechen. In Folge dieser Beschäftigung bemerkte ich eine

Unmasse kleiner Fußstapfen von allen und nach allen Richtungen, als ob ganze Bataillone der niedlichsten Schnürstiefelchen hier Marschübungen gehalten hätten."

„Dergleichen Indicien contrastiren seltsam gegen die anscheinende Oede dieser Localitäten."

„Dasselbe sagte ich mir auch, und ich ließ es mir nun angelegen sein, die Spur dieser Schrittchen aufzusuchen und zu verfolgen. Sie gingen von verschiedenen Punkten, ganz besonders aber von den kleinen Thüren aus, über die wir gesprochen haben, und wiesen alle auf eine große Hauptallee hin, von wo sie gemeinschaftlich nach einem Gewächshause weiterführten."

„Ein Gewächshaus?"

„Ja, das sich an ein Haus der Straße Plumet lehnt, und wenn ich nicht ganz irre, muß es das Haus Nummer 4 sein."

„Dieses Gewächshaus ist also der Hauptvereinigungspunkt?"

„Oder führt doch wenigstens dahin, so viel ist außer allem Zweifel."

„Haben Sie nicht versucht, hineinzukommen?"

„Es war fest verschlossen. Der Diamant, den ich gewöhnlich am Finger zu tragen pflege, wäre mir bei dieser Gelegenheit von wesentlichem Nutzen gewesen; ich hätte damit eine der Scheiben herausnehmen können; aber ich hatte ihn aus übergroßer Treue in meinem Gärtnercostüme abgelegt. Uebrigens wäre es auch nicht vorsichtig gewesen, mich am hellen Tage in solche Nähe

der Häuser zu wagen, und so beschloß ich denn, meine Recognoscirung bis zu diesem Abende zu verschieben."

„Diesen Abend, sagen Sie?"

„Ja, denn was ich Ihnen da erzählt, hat sich erst diesen Morgen ereignet."

„Sie wollen noch diesen Abend dahin zurückkehren?" rief Philipp.

„Bevor noch zehn Minuten um sein werden."

Philipp schwieg; er fühlte, daß ihn eine Art Fieber gepackt hatte.

„Aber," hob er nach einiger Zeit wieder an, „warum sind Sie denn nicht geblieben, da Sie einmal drin waren; das, sollte ich meinen, wäre das Einfachste gewesen."

„O ja, höchst einfach! damit man mich überall suche, Lärm mache, damit einige Dutzend Portiers, Kammerfrauen, Köchinnen mir nachspürten? Das hieße ja doch die Früchte meiner Verkleidung auf's Spiel setzen, und mich nur lächerlich machen. Nein, nein; ich bin um die Dämmerungszeit durch das Hauptthor fortgegangen, wie der wirkliche Gärtner gewöhnlich zu thun pflegt, und habe der Portière sogar gute Nacht zugebrummt."

„Und was soll nun geschehen?"

„Jetzt müssen sie Alle im Gewächshause sein, das ist also der Augenblick, sie zu belauschen. Ich war eben im Begriffe, mich von dem bewußten Aste in den Garten hinabgleiten zu lassen, als ich Sie hier unten gewahrte und trotz der Dunkelheit erkannte; ich konnte dem Ver-

langen nicht widerstehen, mit Ihnen zu sprechen, zu erfahren, ob Sie derselbe Grund herführe. Sie haben mich zwar ein Wenig aufgehalten, aber das thut nichts. Die Versammlung ist unterdessen um so vollzähliger geworden: vierundfünfzig nur allein durch diese eine Thüre! es muß eine äußerst zahlreiche Gesellschaft sein."

„Vierundfünfzig!"

„So gut sie sich auch versteckt haben mögen, ich biete ihnen Trotz, meinen Nachforschungen zu entgehen. Solch' eine Menge Frauen kann sich zwar unsichtbar machen, aber nicht unhörbar, denn das wäre die erste Frauenversammlung, die stumm geblieben wäre. Adieu, also."

„Sie sind wirklich entschlossen?"

„Das versteht sich."

„Sehen Sie Sich vor!"

„Seien Sie ohne Sorge; ich kenne diese holden Wesen schon," sagte Blanchard lachend.

„Und wenn man Sie nun entdeckte?"

„Nun, was wäre das weiter?"

„Wenn man Sie als verdächtig festnähme?"

„Das hat keine Gefahr."

„Diese Zuversicht —"

„Ist vollkommen gerechtfertigt, glauben Sie mir. Diesen Morgen, als ich mich durch List in ein Privathaus geschlichen hatte — und zwar in ein bewohntes, wie das Gesetz sagt, — da lief ich wirklich Gefahr, als verdächtig festgenommen und an die Polizei abgeliefert

zu werden. Aber diesen Abend verhält sich die Sache anders; diesen Abend bin ich der Stärkere."

„Das will mir noch nicht so recht einleuchten."

„Und doch ist das ganz einfach und natürlich. Am Tage war ich Derjenige, der sich versteckte, den man entdecken konnte; jetzt ist es umgekehrt, jetzt versteckt man sich vor mir, und ich bin Derjenige, der entdeckt. Ich habe also die bessere Rolle. Ist Ihnen das klar?"

„Nicht ganz."

„Nehmen wir an, es stäke irgend ein Geheimniß hinter diesen Frauenversammlungen?"

„Nun?"

„Nun, so wird man mein Schweigen erkaufen."

„Verlassen Sie Sich nicht zu fest darauf; vielleicht könnte man sich desselben auch auf andere Weise versichern wollen, die Ihnen weniger angenehm wäre."

„Pah! Was kann man mir denn anhaben? Wir leben im neunzehnten Jahrhunderte, Bester."

„Schon recht; aber wir befinden uns hier auf dem Boulevard der Invaliden, der nicht so mit der Zeit fortgeschritten ist."

„Und dann, Frauenzimmer!"

„Ja, ja, Frauenzimmer!" wiederholte Philipp mit einem Ausdruck im Tone, der Bitterkeit und Groll verrieth.

„Entschuldigen Sie also, wenn ich mich Ihnen für jetzt empfehle —"

„Sie gehen also wirklich?"

„Ich gehe."

„Und allein?"

Herr Blanchard sah Philipp überrascht an.

„Sollten Sie etwa zufälligerweise die Absicht haben, mich zu begleiten?"

„Je nun —?"

„Antworten Sie."

„Nun denn, und wenn dies wirklich meine Absicht wäre, Herr Blanchard?"

„Hm! das würde allerdings die ganze Sache ändern."

„In wie fern?"

„Ich würde mich in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt sehen, so leid es mir auch wäre, die Ausführung dieser Ihrer Absicht durch jedes mögliche Mittel zu verhindern."

„Was fällt Ihnen ein?"

„Wie ich die Ehre habe, Ihnen zu sagen."

„Aber warum nur in aller Welt?" frug Philipp verwundert.

„Das sehen Sie nicht ein?"

„Auf Ehre nicht!"

„Sie begreifen nicht, daß ich, nachdem ich Tage, Nächte, Wochen mich allein jeder Gefahr ausgesetzt, alle Unruhe, Sorge und Mühe gehabt, allen meinen Scharfsinn aufgeboten, daß ich nun auch die Früchte meiner Mühen und meiner Kühnheit ernten möchte? Ich soll mir in dem Augenblicke, wo ich im Begriffe stehe, das ersehnte Ziel zu erreichen, einen Begleiter zugesellen?

Wozu? — Um mir zuzusehen und mir zu folgen? Das lohnte wahrlich nicht der Mühe."

„Ich will weiter nichts, als Ihre Gefahren theilen."

„Nichts da! nichts da!"

„Aber — "

„Herr Beyle, nöthigen Sie mich nicht, Ihnen zu sagen, daß das sehr wenig dankbar für alle die Mühe sein würde, die ich mir um Ihretwillen gegeben."

„Ich erkenne vollkommen an, was ich Ihnen schuldig bin."

„Also — seien Sie verständig; rauben Sie mir nicht den Ruhm meiner Entdeckungen; machen Sie Sich nicht zu meinem Americus Vespucius!"

Philipp stand noch immer unentschlossen.

Blanchard's Ueberredungskunst war es nicht, die ihn bewegen konnte; Herr Blanchard kam erst in zweiter Linie in Betracht.

Was Philipp vor allem Anderen dabei interesstrte, das war seine eheliche Ehre, die Sorge für seine häusliche Ruhe.

Sollte er seine Frau bis an's Ende verfolgen, das heißt, bis in die Mitte dieser geheimnißvollen Versammlung?

War er auch sicher, daß er sich, indem er so das öffentliche Schauspiel seiner Eifersucht zum Besten gab, nicht lächerlich machte?

Sich lächerlich machen! Das war es, wovor Philipp schließlich zurückschrak. Vielleicht lauerte die Lächer-

lichkeit schon dicht hinter dieser Mauer auf ihn, der Anderen aufzulauern gemeint hatte.

Nein! besser — umkehren.

Indeß, so fest auch dieser rasch gefaßte Beschluß war, stieg doch zugleich ein anderes, nicht weniger wichtiges und peinliches Bedenken in ihm auf.

Bis zu welchem Punkte sollte und durfte er Blanchard gestatten, etwas zu sehen, zu entdecken, was er selbst nicht sehen wollte und durfte? Erheischte es nicht seine Würde als Gatte, Herrn Blanchard davon abzuhalten, daß er sich Amelie gegenüber sah? Warum einen Zeugen eines möglichen Skandals haben?

Und dennoch, ohne Herrn Blanchard, ohne diesen Zeugen, den der Zufall ihm in den Weg führte, konnte Philipp nichts erfahren; mehr wie je schwebte er in Gefahr, die Beute der Sorge, der Unruhe, des schwärzesten Verdachtes zu werden. Was sollte er thun? — was unterlassen?

Philipp sah sich in ein Labyrinth der Ungewißheit eingeschlossen.

Das Resultat seiner Ueberlegung war endlich der Entschluß, die Vorsehung walten zu lassen.

„Nun denn," sagte er seufzend, „gehen Sie, Harun al Raschid — der seinen Giafar verschmäht!"

„So ist es recht."

„Meine besten Wünsche begleiten Sie!"

„Danke!"

Herr Blanchard setzte sich in Positur, die Mauer zu erklettern.

„Noch ein Wort!“ sprach Philipp.

„Das letzte?“

„Das letzte.“

„So beeilen Sie sich; die Zeit drängt.“

„Nun denn, ein Vorgefühl sagt mir, daß Sie seltsame Dinge sehen werden.“

„Das hoffe ich!“

„Wichtige vielleicht.“

„Um so besser!“

„Was es aber auch sei, geben Sie mir Ihr Wort, als Mann von Ehre, daß Sie gegen Niemanden etwas davon erwähnen wollen, bevor Sie sie mir mitgetheilt.“

„Nicht mehr als billig!“

„Also, Ihr Ehrenwort? Herr Blanchard.“

„Ich gebe es Ihnen,“ antwortete dieser, frappirt von dem feierlichen Tone, den Philipp zuletzt angenommen hatte.

Die beiden Männer schüttelten sich die Hände.

„Weiter haben Sie mir nichts zu sagen?“ frug Blanchard.

„Weiter nichts.“

„Adieu denn, bester Herr Beyle.“

„Adieu, und viel Glück!“

Mit Hülfe Philipp's und einiger vorragenden Steine befand sich Blanchard bald auf der Mauer; von der Mauer erstieg er den Ast, der sich jenseit hinabneigte.

Er verschwand.

Der arme Herr Blanchard!

Wir werden später noch die Folgen seiner Neugierde erfahren.

Noch einige Minuten verweilte Philipp horchend an der Mauer. Tiefe Stille herrschte weit und breit auf dem Boulevard.

Mit schwerem Herzen schlich er sich wieder zu seinem Miethcabriolet zurück.

## II.

Das erste, was Philipp bei seiner Heimkunft that, war, seinen Kammerdiener Jean zu rufen und ihm Verhaltungsmaßregeln zu ertheilen, welche die Intelligenz dieses armen Menschen in höchste Verwirrung brachten.

Amelie war noch nicht wieder heimgekehrt.

Philipp hörte hintereinander elf Uhr schlagen, dann ein Viertel auf zwölf, dann halb zwölf.

Endlich, gegen Mitternacht schon, öffnete Jean vorsichtig die Thüre des Salons, in welchem Philipp nun schon seit fast einer Stunde in einer Aufregung auf und ab ging, die er sich nicht einmal, vor seinem Diener zu verbergen, die Mühe nahm.

„Du bist es, Jean!" sagte er, ohne seine Promenade zu unterbrechen, „hast Du gethan, was ich Dir befohlen habe?"

„Ja, Herr."

„Es ist gut. Halte Dich bereit. Ich werde klingeln, wenn ich etwas brauchen sollte. Geh' jetzt."

Man hörte einen Wagen in den Hof rollen, und zwei Minuten darauf erschien Amelie im Salon.

Sie näherte sich Philipp mit jener verlegen-freundlichen, liebkosenden Miene, welche junge Frauen gewöhnlich anzunehmen pflegen, wenn sie von einem etwas verdächtigen Ausfluge heimkehren und kein ganz reines Gewissen haben.

Sie wollte ihren Gatten umarmen.

Er entzog sich ihrer Zärtlichkeit, indem er sie sanft von sich schob und selbst in ernster Haltung einige Schritte zurücktrat.

„Wo kommst Du her, Amelie?" frug er mit einer Stimme, der er die möglichste Ruhe zu verleihen suchte.

So einfach und natürlich diese Frage war, erschrack Amelie doch darüber.

Sie sah Philipp bestürzt an.

Dieser wiederholte die Frage.

„Aber, lieber Freund," stammelte sie, „wo anders soll ich denn herkommen, als von —"

„Lüge nicht," unterbrach er sie kalt und streng.

„Philipp!"

„Du kommst vom Boulevard der Invaliden!"

Amelie sank erschrocken auf den Divan.

„Auch ich komme von dort her," fuhr er fort.

„Du bist mir gefolgt?"

„Ich habe mir die Freiheit genommen."

Sie ließ den Kopf auf die Bruſt ſinken und ſchwieg in banger Erwartung, wie eine Sünderin, die verurtheilt werden ſoll.

Philipp ging wieder einige Male im Salon auf und ab, um die nöthige Ruhe wieder zu gewinnen, denn er fühlte, daß er auf dem Punkte war, leidenſchaftlich zu werden.

Endlich blieb er mit verſchränkten Armen vor ihr ſtehen.

„Darf man fragen, was Dich bewog, dieſe Reiſe bis an's äußerſte Ende von Paris zu ſo ſpäter Stunde zu unternehmen?" unterbrach er zuerſt die bange Stille.

„Lieber Philipp," ſprach ſie leiſe und ſchüchtern, leider betrifft es ein Geheimniß, das nicht das meinige iſt."

„Du thateſt Unrecht, eine Verpflichtung einzugehen, die nicht mit Deinen Pflichten als Gattin im Einklange ſteht. Mir, als Deinem Manne, ſteht jedoch die Befugniß zu, dergleichen Gelübde aufzuheben. Sprich, ich autoriſire Dich dazu."

Sie ſchwieg.

„Du kommſt von einem Orte," fuhr er nach einer kleinen Pauſe wieder fort, „an welchem Deine Gegenwart mindeſtens — ſeltſam genannt werden kann, aus einer Geſellſchaft von Frauen, deren bloßer Name ſchon einen Schatten auf Deinen Ruf wirft, und mit denen Du niemals hätteſt zuſammen treffen ſollen. Dieſes Mal wirſt Du es daher nicht ſo ganz unverſtändig finden, wie neulich, wenn ich auf eine deutliche und beſtimmte Antwort dringe. Ich habe meine Situation reiflich erwogen: ſie

macht es mir zur Pflicht, die strengste Wahrheit von Dir zu fordern."

„Ich wiederhole es, Philipp, es betrifft ein Geheimniß, das nicht mir angehört."

Ein Ausdruck des tiefsten Schmerzes zuckte über Philipp's Angesicht.

Amelie bemerkte es.

„Philipp," fuhr sie im Tone der innigsten Zärtlichkeit fort, „es ist ganz unmöglich, daß Du mir nicht volles und unbedingtes Vertrauen schenkest. Du weißt es, ob ich Dich liebe; im Namen dieser Liebe, die das höchste Glück meines Lebens ist und es stets bleiben wird, beschwöre ich Dich, nicht weiter in mich zu dringen. An meiner Ehre, an meiner Treue kannst und darfst Du nicht zweifeln, und das genüge Dir."

„Amelie, der Gedanke, daß es einen auch noch so kleinen Winkel Deines Herzens geben kann, der mir verschlossen ist, zerstört meine Ruhe eben so sehr, als er meinen gerechten Stolz beleidigt; ich vermag ihn nicht zu ertragen."

„Deinen Stolz — in der That," lispelte Amelie.

„Oder richtiger, unseren Stolz. Ich bin Dein alleiniger Beschützer, Dein unbedingter Rathgeber in Allem, Dein verantwortlicher Führer auf dem Pfade des Lebens. Welcher Art auch die Verpflichtungen sein mögen, zu denen Du Dich hast verleiten lassen, meine Autorität genügt, um sie null und nichtig zu machen. Jedes Be-

denken, das Du Dir machen könnteſt, verſchwindet meinem Willen gegenüber."

„Nochmals, Philipp, Deine Ehre, ſo wie meine Pflichten als Gattin, ſtehen hier ganz außer dem Spiele."

„Das weiß ich nicht."

„Du darfſt es mir glauben."

„Leider gehöre ich zu jener Art von Temperamenten, bei denen das Vertrauen nur auf voller Gewißheit beruht."

„Deine Antwort iſt grauſam."

„Nicht ſo grauſam wie Deine Weigerung, mir die Wahrheit zu ſagen."

„Ich bin die Tochter der Gräfin d'Ingrande, ich bin Deine Gattin. Ich werde Deinem Namen ſtets Ehre zu machen wiſſen."

„Die Tochter der Gräfin d'Ingrande — allerdings; aber wenn Du mir nicht ganz unumſchränkt angehörſt, ſo gehörſt Du mir gar nicht an."

„Philipp! Philipp!"

„Deine Anſichten von theilweiſer Unabhängigkeit bringen mich in eine Stellung, in die ich mich nicht fügen kann und werde. Die Stärke des Mannes verſchafft der Frau Achtung vor der Welt, und ich werde ſtark ſein. Ich will Alles wiſſen, Amelie."

„Selbſt um den Preis eines fürchterlichen Verrathes?"

„Du begeheſt gegen Niemanden einen Verrath, wenn Du mir ein Geheimniß anvertraueſt, das mir von Rechts

wegen angehört, während Du Verrath an mir, an Deiner ehelichen Treue begehst, wenn Du Geheimnisse vor mir hast."

„Aber mein Gewissen — ?"

„Darf nur der Wiederschein des meinigen sein."

„O mein Gott!" rief Amelie mit einer Art von Entsetzen aus, das ihr die energischen Argumente, in welche sie sich von Philipp allmählig verstrickt sah, einflößte.

„Nun?" frug Philipp, nachdem er wieder einige Augenblicke gewartet und sich neben Amelie gesetzt hatte.

Amelie erhob schüchtern die Augen zu ihm; Philipp versuchte zu lächeln.

„Sollte man doch fast meinen, Du hättest Furcht vor mir," sagte er. „Du hast Unrecht, wegen einer einfachen Unterhaltung gleich so außer Dir zu gerathen. Gieb mir die Hand."

Amelie legte ihre zitternde Hand in die brennende Philipp's.

„Ich bin nicht nur Dein Gatte," fuhr er fort, „ich bin ja auch Dein bester, Dein trautester Freund."

„Das weiß ich, Philipp," flüsterte sie, dem Weinen nahe.

„Ich bin ferner auch ein ächter Sohn unserer heutigen Zeit. Ich gerathe nicht so leicht in Zorn; ich hasse die häuslichen Scenen. Meine Ansicht ist, daß jede Schwierigkeit, welcher Art sie auch sei, sich durch Vernunft und ruhige Ueberlegung beseitigen lasse. Das

muß auch Deine Ansicht sein, theure Freundin. Laß' uns also untersuchen, oder, wenn Dir das häßliche Wort Untersuchung mißfällt, laß uns plaudern; plaudern und überlegen wir, auf welche Weise unsere Differenz sich in aller Liebe und Güte beseitigen lasse. In aller Liebe und Freundschaft, hörst Du? Das muß Dich beruhigen, das muß Dich überzeugen, daß ich bereit bin, alle Concessionen zu machen, die Du begehren — nein, die Du nur wünschen kannst. Nun denn, meine Amelie, komme mir nur einen kleinen Schritt entgegen. Du siehst wohl, daß Du mit keinem Ehetyrannen zu thun hast, daß ich keiner jener Ehemänner bin, wie Du sie zuweilen auf dem Theater geschildert siehst; meine Haare sind nicht wild emporgesträubt, ich knöpfe meinen Rock nicht convulsivisch bis an's Kinn zu, und reiße ihn dann wieder heftig auf, daß die Knöpfe abspringen. Ich leide, aber ich kann noch lächeln und scherzen."

Trotz ihrer namenlosen Angst hörte Amelie Philipp doch mit Entzücken zu.

Er fuhr fort:

„Du scheinst mich noch nicht ganz zu kennen; Du hast Dich an einen Mann vermählt, den neue Gefühle zu einem neuen Menschen umgeschaffen haben, an einen Mann, der sich fortan ein ruhiges, gleichförmiges Leben, Offenheit und Freimuth, Entsagung und Selbstverläugnung zur höchsten Pflicht gemacht hat; der Dir sein ganzes Dasein zu eigen gegeben hat, indem er Dir sagte: Ich werde das sein, was Du aus mir machen wirst! —

Dies kann aber nur unter der Bedingung der Fall sein daß mein Leben, meine ganze zukünftige Existenz wirklich und wahrhaft eine neue ist, in die ich nichts von meiner früheren mit hinüberzunehmen habe. Von dem Augenblicke an, wo Du mich zwingst, wieder in den Kreis meiner früheren Empfindungen und Eindrücke zurückzutreten, daß Du mich in meiner Ehe alle die Sorgen, die Unruhe, die Eifersucht des früheren Garçonlebens wiederfinden läßt, erwachen auch wieder auf dem Grunde meines Herzens meine früheren Leiden, meine früheren Fehler; ich kann wieder grausam werden."

Er stand auf, ging einmal hin und her, und setzte sich wieder.

„Lasse mich gut sein und immer gut bleiben, Amelie," sprach er mit aller Innigkeit; „wirf mich nicht wieder auf meine frühere Bahn, auf meine schlimme Bahn zurück. Ich befürchte, daß Du sträflichen Einflüssen die Herrschaft über Dich gewinnen lässest, und darum halte ich es durchaus für nöthig, das ganze Gewicht meiner Erfahrung und Lebensklugheit dagegen in die Wagschale zu legen. Du besitzest große Tugenden, ausgezeichnete Eigenschaften, aber die Erfahrung fehlt Dir noch. Ich muß Deine Jugend berücksichtigen, und wäre ein gewissenloser Thor, wenn ich Dich ganz Deiner eigenen Leitung überließe. Bedenke es wohl, liebes Kind, daß ich nichts weiter will, als den Frieden unserer Zukunft vor Stürmen sicher stellen. Meine Neugierde ist dennoch keine blos kindische Neugierde, sondern nur durch Deinen

beharrlichen Widerstand hervorgerufen. Du zitterst — Du weinest gar! — muß ich nicht daraus schließen, daß das, was Du mir verbergen willst, etwas sehr Ernstes ist?"

„O ja, sehr ernst!" flüsterte sie.

„Und Du könntest verlangen, ich solle mich darein fügen, es nicht zu wissen? Du berufst Dich auf Deine Ehrenhaftigkeit, Deine Liebe und Treue, Du appellirst an meine Großmuth? — Gut denn; nehmen wir an ich leistete Verzicht darauf, weiter in Dich zu dringen, ich ließe mir die Binde, die Du mir um die Augen legen willst, gefallen; es gelänge mir, gerührt durch Deine Thränen, Deine Betheurungen, diesen Abend jeden Gedanken an jenes lästige Geheimniß zu verbannen; aber morgen — aber übermorgen? — Glaubst Du, daß dieser Gedanke nicht von Neuem in mir erwachen, mich peinigen werde? Und jedesmal, wenn ich Dich ausgehen und heimkehren sehe, wird meine Unruhe, meine Sorge sich nicht steigern, bis zu einem wahrhaft unerträglichen Argwohne? Und dennoch werde ich schweigen müssen, wenn ich es Dir einmal versprochen habe. Welches wird dann unserer Beider Existenz sein, liebe Amelie? Begreifst Du nicht, welcher Zwang, welche Zurückhaltung sich dann in unsere traulichsten Unterhaltungen schleichen, sie nach und nach vergiften müßte? Hältst Du es nur für möglich, daß wir Beide eine solche Existenz lange werden ertragen können?"

„Philipp, was soll ich Dir darauf antworten? Du

bringst mich zur Verzweiflung. Alles, was Du sagst, ist wahr, ist wichtig; aber ein Verhängniß waltet über mir: ich muß schweigen."

„Du mußt?"

„Ich habe es gelobt, ich bin durch einen Eid gebunden."

„Gegen wen hast Du es gelobt?"

Amelie antwortete nicht.

Philipp's Augen begannen zu funkeln.

„Diejenigen, welche Dich zu dem Glauben verleiteten," rief er, „Du hättest ein Recht, Dich durch solchen Eid zu binden, haben gegen meine Rechte gefrevelt. Die Thoren, oder die Betrüger, welche Dein Gewissen einzuschläfern suchten, haben vergessen, daß ich darüber wache. Du hast nur zwei Herren: Gott und mich!"

„Philipp, ich bitte Dich —"

„Wer sind diese Personen? Ich will sie kennen!"

„Philipp, ich beschwöre Dich, mich zu hören! — Du bist mein Herr und Gebieter, das ist wahr, bist es weit mehr durch meine Liebe, als Du es durch göttliche und menschliche Gesetze sein kannst, denn ich bete Dich an, ich lebe nur in Dir und durch Dich. Warum willst Du mich herabwürdigen, indem Du mich zwingst, einen Eid zu brechen, den ich freiwillig abgelegt habe, und den ich bestimmt nie abgelegt haben würde, wenn er meine Pflichten gegen Dich nur im Mindesten verletzte? Aber ich weiß, daß ich ihn ohne Gewissensbisse halten darf. So wie ich in Dir den Willen, die Intelligenz liebe, so

liebe Du in mir die eigene Würde und Geradheit. Statt mich in meinen eigenen Augen zu erniedrigen, erhebe mich vielmehr durch Deine Achtung, erhebe mich so hoch, daß weder Zweifel noch Verdacht mich erreichen können. Ich bin Deine Gattin, mache mich nicht zu Deiner Sklavin."

Philipp schien erschüttert.

„Mir könntest Du befehlen, zu glauben, was Du wolltest," sagte sie, „ich würde es glauben. Meine Liebe ist demnach größer, als die Deine!"

„Amelie," hob Philipp nach einigem Nachdenken wieder an, „ich will Dir das größte Opfer bringen, das ein Mann seiner Frau bringen kann: das meiner Ruhe. Behalte Dein Geheimniß, da Du Dich so sehr durch Deinen Eid gebunden fühlst; behalte es für Dich, und möge es den ersten Platz in Deiner Seele behaupten, den Platz, den ich mit vollem Rechte beanspruchen darf. Ich widersetze mich dem nicht mehr. Aber Alles auf dieser Welt hat seine Zeit und sein Ende, und so wird, so kann denn auch dieses Geheimniß nicht für alle Ewigkeit sein. Ich willige darein, daß Du mir es heute nicht enthüllest, aber später wird, später muß es einmal geschehen. Welche Frist bestimmst Du mir?"

Schon hatte Amelie einen Schimmer von Hoffnung zu sehen geglaubt; es war nur Täuschung gewesen.

„Bestimme Du selbst diese Frist," sprach Philipp weiter, „so lang sie auch sei, ich werde ohne zu murren harren. Kann man nachsichtsvoller sein? Antworte, geliebte Freundin."

„Philipp —"

„Ich überlasse es ganz Dir, diese Frist zu bestimmen, ich verlange gar nicht mehr; aber wenn sie abgelaufen sein wird, dann muß ich auf Enthüllung des Geheimnisses bestehen."

Eine Minute verweilte Amelie im starren Sinnen, um ihre Kräfte zu sammeln, um ihren ganzen Muth hervorzusuchen.

„Niemals!" rief sie dann mit dem Ausdrucke verzweiflungsvoller Entschlossenheit.

„Wie? auch nicht in zwei, in fünf — in zehn Jahren?"

„Niemals!" wiederholte Amelie fast tonlos.

Zum ersten Male warf Philipp einen Blick auf sie, der kein Blick der Liebe war.

Dann stampfe er heftig mit dem Fuße: —

„Kampf also!" rief er, „und immer wieder Kampf! das ist nun einmal mein trauriges Geschick!"

Noch eine Secunde starrte er finster vor sich hin, dann trat er entschlossen an den Kamin uud zog die Klingelschnur.

Jean erschien.

„Sie haben geklingelt?"

„Ja. Sind die Postpferde bereit?"

„Ja, Herr."

„Du hast deine Anstalten getroffen, mit mir abzureisen?"

„Wie bald muß das geschehen?"

„In einer Stunde."

„In einer Stuude werde auch ich zu Ihren Dienſten ſtehen.“

„So geh!“

Jean ging wieder hinaus.

Amelie hatte dieſem Dialoge mit ſtarren Blicken und offenem Munde zugehört.

„Poſtpferde?“ rief ſie jetzt. „Abreiſen? Du willſt verreiſen, Philipp?“

„In einer Stunde.“

„Mit mir?“

„Allein.“

„Das iſt unmöglich,“ rief ſie aus; „das haſt Du nur erſonnen, um mich zu ängſtigen, aber es kann Dein Ernſt nicht ſein!“

„Im Gegentheile, nicht um Dich zu ängſtigen, ſondern um Dich baldigſt in den Vollgenuß dieſer Freiheit zu ſetzen, an der Dir mehr, als an allem Anderen gelegen iſt.

„Meiner Freiheit?“ frug ſie entſetzt.

„In einer Stunde wirſt Du nichts mehr von dieſer Beſorgniß zu fürchten haben, die beinahe in Despotismus ausgeartet wäre.“

Er ſchritt auf die Thüre zu.

Mit einem lauten Schmerzensſchrei ſtürzte ſie ihm nach:

„Philipp, wo willſt Du hin?“

„Abreiſen.“

„So liebſt Du mich denn nicht mehr?“

„Diese Frage bin ich im Gegentheil berechtigt, Dir vorzulegen.“

„Du kannst nicht so von mir gehen, kannst mich nicht verlassen!“

„Von Dir allein hängt es ab, ob ich gehe oder bleibe.“

„Von mir?“ rief sie mit einem schmerzlichen Blicke gen Himmel.

„Dein Geheimniß!“

„Du würdest mich verachten, nachdem ich es Dir gesagt hätte.“

„So lebe wohl!“

Seine Hand griff nach dem Thürschlosse.

Amelie stürzte sich zwischen ihn und die Thüre.

„Wenn Du mich verläßt,“ rief sie, „frevelst Du an Deinen Pflichten gegen mich, Du bist mir Deinen Schutz schuldig!“

„Und Du mir Vertrauen.“

„Du brichst Deinen Eid der Treue gegen mich!“

„Das Band, das uns verbindet, legt uns gegenseitig ganz dieselben Pflichten auf; wer hat sie zuerst verletzt, ich oder Du?“

„Du wirst nicht von mir gehen, — es ist nicht wahr, es ist nicht möglich!“

„Du weißt wohl, daß es möglich ist,“ sprach Philipp mit derselben Kälte und Festigkeit, wie ehedem.

Sie sah ihn an und erbebte.

„Ja, er würde gehen — er würde es thun!“ flüsterte sie dumpf vor sich hin.

Ein kurzer, aber furchtbarer Kampf ging in ihrem Herzen vor.

„Philipp!“ sprach sie nach abermaliger Pause, „das Geheimniß betrifft Dich selbst.“

„Mich selbst?“

„Es betrifft Dich mehr wie mich. Wenn ich es verrathe, bist Du verloren!“

Er lächelte verächtlich.

„Ich sage Dir, Du bist verloren, so wie ich spreche,“ wiederholte Amelie; „zweifle nicht daran! Du hast zu viel Zuversicht zu Dir selbst, Philipp; in Deinem Glücke hast Du Deine Feinde vergessen.“

„Feinde?“

„Ein halb besiegter Haß ist der furchtbarste.“

„Was willst Du damit sagen?“ rief er, und sein Gesicht ward von einer plötzlichen Bläße angehaucht.

„Ich will damit sagen, daß es höchst unvorsichtig wäre, auf eine Enthüllung zu bestehen, die Dich der größten Gefahr aussetzen würde.“

„Gefahr? Ei, so geh' doch!“

Er fühlte seinen ganzen Stolz erwachen.

„O ja! ich weiß, daß Du muthig und tapfer bist; aber es giebt Umstände und Verhältnisse, wo aller Muth, wo die größte Tapferkeit vergeblich sind. Gegen Streiche, die von unsichtbaren Armen geführt werden, giebt es keinen Schutz.“

Philipp begann doch etwas unruhig zu werden; dieselben unsichtbaren Arme, von denen Amelie jetzt sprach, hatten ihn schon mehrmals furchtbar getroffen, und diese Erinnerung rief einen Namen in seinem Gedächtnisse wach, der ihn in höchsten Zorn versetzte.

Mit funkelnden Blicken rief er:

„Ich sehe, daß man versucht hat, auf Deine Einbildungskraft zu wirken, Dir Schrecken einzuflößen; aber man ist darin zu weit gegangen. Wenn nur die Hälfte der Drohungen, die in der Welt ausgesprochen werden, in Erfüllung gingen, könnte die Welt nicht ein Jahrhundert lang bestehen. Glaube mir, Amelie, wer auch meine Feinde, so werde ich doch im Stande sein, wenn auch nicht sie ganz aus dem Felde zu schlagen, aber doch ihre Streiche von mir abzuwenden. Man hat auf Deine Unbekanntheit mit den Sitten der Welt und den Gesetzen speculirt. Man hat in Dir, was ich den Aberglauben des Herzens nenne, zu erwecken gesucht, und zum Theile ist das auch gelungen. Glaube doch nicht alle diese furchtbaren Gefahren, die über meinem Haupte schweben, oder führe sie wenigstens auf die gewöhnlichen Proportionen des Lebens zurück; indem Du an ihr Uebermaß glaubst, beleidigst Du mich; denn das hieße an die Größe und Wirklichkeit aller mir in vergangener Zeit aufgebürdeten Vergehen glauben. Das kannst, das darfst Du nicht, Amelie."

Während er so sprach, blickte sie ihn mit schmerzlichem Staunen an.

„Ich glaube an nichts," sagte sie langsam, „ich weiß von nichts, als daß ich Dich liebe. Man hat mich aber sehen gelassen, und was ich gesehen, war kein leerer Wahn, — man hat mich überzeugt, daß Dein Untergang, Dein Tod, wirklich und unabänderlich beschlossen ist. Nur von mir allein hing Deine Rettung ab: man verlangte nur einen, an sich unverfänglichen Eid von mir, und deshalb hielt ich mich für verpflichtet, ihn zu leisten. Ich habe ihn ohne Bedenken und von ganzem Herzen geleistet."

„Und wie Du meinst," frug Philipp höhnisch, „hängt mein Heil von der Treue ab, mit der Du Deinen Eid hältst?"

„Ja."

„Ein Irrthum, sage ich Dir! Wenn die Gefahren, die mich umgeben sollen, wirklich vorhanden und ernster Natur sind, dann ist es um so mehr Deine Pflicht, sie mich kennen zu lehren. Zu zwei werden wir nur um so stärker sein, sie zu bekämpfen."

„Du irrst Dich, sage ich Dir!"

„Ich verlange das Geheimniß zu wissen!"

„Verlange nicht von mir, daß ich selbst Dein Todesurtheil aussprechen solle."

„Zum letzten Male, Amelie, willst Du sprechen, oder auf Deinem Schweigen beharren?"

„Sprechen, heißt das Unglück über Dich heraufbeschwören!"

„Und schweigen, das heißt meine Abreise befehlen!“

Erschöpft von diesem Kampfe, sank Amelie wieder auf einen Armstuhl zurück.

„Du üb'st moralische Gewalt an mir aus,“ keuchte sie mühsam hervor; „ich werde unterliegen, das fühle ich deutlich. Laß mich aber wenigstens die Resultate des Fehltrittes Dir auseinander setzen, den Du mich unbarmherzig willst begehen lassen. Du wirst der einzige Schuldige gewesen sein, aber wir werden doch vereint die Opfer von Anderer Bosheit werden.“

„Ich glaube nichts von alle Dem.“

„Mich zum Sprechen zwingen, das heißt meinen eigenen Tod wollen, wenn der Deinige Dir denn gleichgültig ist.“

„Wahnsinn!“

„Gnade! Erbarmen mit mir und mit Dir!“ rief sie die Hände faltend.

Je mehr sie außer sich gerieth, je kälter ward er.

„Amelie, ich habe nicht mehr Zeit, die Gnadenarie aus Robert mit anzuhören; ich habe noch mancherlei Reiseanstalten zu treffen. Ich werde Dir schreiben.“

Er hatte die Thüre schon geöffnet.

Mit einem einzigen Sprunge war Amelie bei ihm und legte ihre Arme fest um ihn.

„Geh' nicht von mir, Philipp!“ rief sie schluchzend.

„Laß mich!“ flüsterte er, die Hand auf sein Herz pressend, als wollte er es vor dem Brechen schützen.

„Philipp!“

„Nein, und abermals — nein!“

„Nun denn — es wird mich das Leben kosten, aber Du sollst Alles wissen!“

## III.

Obgleich Amelie, welche durch das Teſtament der Madame Baliveau zum Mitgliede des weiblichen Freimaurer-Ordens ernannt, noch nicht feierlich durch die Generalverſammlung als Schweſter aufgenommen worden war, genoß ſie doch ſchon nach den Statuten alle Rechte und Prärogative dieſes Titels.

Der Tag der Aufnahme war endlich beſtimmt worden.

Eine ſolche Aufnahme iſt in allen dergleichen Vereinen eine wichtige Ceremonie, zumal aber in dem weiblichen Freimaurer-Orden.

Dieſe ſollte an einem Vormittage ſtattfinden.

Die Gegend des Boulevard der Invaliden war daher an dieſem Tage ungewöhnlich von Menſchen und Wagen belebt. Die Thüren der Straße Plumet, Straße Monſieur, Straße Babylon und des Boulevard's öffneten und ſchloſſen ſich fortwährend unter dem ſanften Drucke ...dlicher Frauenhände.

Im Inneren war der Verkehr natürlich viel zusammengedrängter und lebhafter; seidene Kleider rauschten über die saubergerechten Kiesgänge, elegante Fußbekleidungen ließen ihre leichten Eindrücke darauf zurück, und nachdem jede Frau, je nach der Gegend, von woher sie hereingekommen, verschiedene Gänge und Alleen durchschritten, traten sie zuletzt Alle in das, in einem der vorhergehenden Kapitel erwähnte Gewächshaus ein.

Es bildete dasselbe nur eine Art von Vorhalle zu dem, oder richtiger gesagt, über dem eigentlichen Sitzungssaale der weiblichen Freimaurer.

Ganz am Ende des Gewächshauses befand sich ein mit Schlingpflanzen dicht bewachsenes Spalier, und vor diesem ein künstliches Bosket, das den inneren Eingang maskirte. Eine Treppe führte hinter dem Spaliere in einen großen, gewölbten Saal hinab, der ziemlich wie ein Schauspielsaal eingetheilt und höchst glänzend mit allerhand mysteriösen Emblemen decorirt war.

Dies war der Ort.

Ueber hundert und achtzig Frauen waren auf den verschiedenen Stufensitzen versammelt.

In diesem Augenblicke war jedoch die Sitzung, oder, um uns des technischen Ausdruckes zu bedienen, die Loge noch nicht eröffnet.

Die Schwestern hatten also noch die Freiheit, hin und her zu gehen und sich mit leiser Stimme zu unterhalten.

Das Ganze gewährte einen eigenthümlichen Anblick,

der wohl geeignet war, auf einen Neuling einen lebhaften Eindruck zu machen.

Die Decoration hatte nichts, was sie besonders von der Adonhiramitischen Freimaurerei unterschied.

Der ganze Saal war Carmoisin ausgeschlagen. Die rechte Seite wurde Afrika genannt, die linke Amerika, die Eingangsseite Europa, und die Hinterwand Asien.

In der Mitte dieser asiatischen Fronte erhob sich, als auf der Seite der Wiege der Freimaurerei, ein rother Baldachin mit reichen goldenen Frangen und aufgewundenen Säulen über einen Thronsessel, der für die Großmeisterin vom Stuhle bestimmt war.

Vor diesem Throne stand ein mit vier gemalten Figuren verzierter Altar, und unter jeder Figur war deren Name in goldenen Buchstaben geschrieben: Amana, Hur, Cana, Eubulus, das heißt: Wahrheit, Freiheit, Glaube, Eifer.

Im Halbkreise um diese Figuren standen Dreifüße, in denen Feuer brannten.

Auf dem Altare selbst stand eine Art von Maurerfäßchen, in dem eine silberne Kelle stak.

Der Plafond stellte den gestirnten Himmel vor, über den sich ein weiter Regenbogen ausspannte.

Die Wände waren mit einer Menge von Inschriften und Allegorien bedeckt, zwischen denen symbolische Lampen angebracht waren, die nur ein Dämmerlicht im Saale verbreiteten.

In diesem Halbdunkel nun bewegten sich eine Menge

Frauen hin und her, deren Kleidung, Phyſiognomie, Sprache und Benehmen oft auf ergreifende Weiſe von einander abſtachen. Alle ſchienen von einem Gefühle der Eintracht und der gegenſeitigen Achtung durchdrungen zu ſein.

Unter dieſer Anzahl befanden ſich ſogar auch einige Ausländerinnen, unter andern eine Dame aus Schweden, die ſich auf der Durchreiſe in Paris befanden. Viele vornehme Damen hatten ihre Schlöſſer verlaſſen und halb Frankreich durchreiſ't, um Ameliens Aufnahme beizuwohnen; mehrere davon hatte man ſchon in der Kirche der Madelaine am Tage von Ameliens Trauung wahrgenommen.

Der übrige Theil der Verſammlung rekrutirte ſich aus dem großen Theater von Paris, zeitweilig auch ſogar ein wenig hinter den Couliſſen. Vergebens würde man irgend eine ſociale Stellung geſucht haben, die nicht hier ihre Repräſentantin gehabt hätte. Die Kräfte der Freimaurerei der Frauen waren vollſtändig aus allen Regionen verſammelt: aus der Salonwelt, der Straßenwelt, aus der öffentlichen, wie aus der geheimen Welt. Im geeigneten Augenblicke, auf ein gegebenes Zeichen, konnten alle dieſe Kräfte zum Beſten des Ordens in Bewegung geſetzt werden; alles, was dieſer Kreis an Grazie, an Geiſt, an Eleganz, an Tugenden, an Liſt und Verſchlagenheit, an ſonſtigen guten und üblen Fähigkeiten, an Reichthum, an Einfluß, an Verbindungen beſaß, das ward aufgeboten und verrichtete ſeine Dienſte mit der Regelmäßigkeit und Pünktlichkeit einer großen Maſchine; Alle arbeiteten nach

einem gemeinschaftlichen Zwecke und Ziele hin, eine jede von ihnen war stolz darauf, an sich die Wahrheit der Ordensdevise zu bewähren: **Alle für Eine, Eine für Alle!**

Hier war es, wo man die Lösung so manches Räthsels, das Geheimniß so manches glänzenden Rufes, den Goldschlüssel so manches Reichthumes, so wie ganz besonders die Quelle so vieler Almosen hätte suchen müssen! Wie so manche Dinge sind auf Rechnung des Zufalls geschrieben, wie so manches Ereigniß als vom Himmel gesendet betrachtet worden, die alle nur das Werk der Freimaurerei der Frauen waren.

Betrachtet sie nur Alle, die da jene geheimnißvolle Kette um die Gesellschaft her bilden, die Schönen, die Häßlichen, die Niedrigen, die Berühmten; Modehändlerinnen, deren Cartons eine genaue Statistik aller reichgewordenen Boudoirköniginnen, aller zu Grunde gerichteten Haushaltungen wissen; Lehrerinnen nach Marken, die ihren vertraulichen Zutritt in Familien haben, die Stunde einer jeden Trauung, den Betrag einer jeden Ausstattung wissen, die Kenntniß von dem Herzen einer jeden reichen Erbin haben, Anträge an sie gelangen lassen und ebenso die Antworten überbringen; Haushälterinnen und Wirthschafterinnen, die jedem Testamente auflauern; Journalistenfrauen, welche die Federn ihrer Männer schneiden, aber eben so auch ihre Ideen, die zuerst die einlaufenden Nachrichten erfahren, und sie auch entweder zuerst verbreiten, oder noch zurückhalten, je nachdem es ihren Zwecken

dienlich ist; schöne Comptoirdamen, die nur mit einem Ohre auf die süßen Liebesworte und Galanterien hören, die täglich an sie gerichtet werden, und das andere Ohr im Interesse jener Arbeiterassociationen offen halten, für welche weder die Faubourgs, noch die Werkstätten ein Geheimniß haben; mit einem Worte, eine ganze Welt voll kühner, ergebener, sich vervielfältigender Wesen!

Einige von ihnen verdienen es, daß wir dem Leser ein besonderes Portrait von ihnen vorführen, theils ihrer exceptionellen Stellung wegen, theils wegen der Dienste, die sie dem Orden geleistet haben, oder die der Orden ihnen geleistet hat. Die wunderbare, oft ganz unerhörte Art dieser Dienste wird besser, als eine bloße Versicherung zeigen, wie weit und wie verschiedenartig die Freimaurerei der Frauen ihre Aeste verbreitet. Es ist ein ganzer Zauberkessel voll Dramen und Komödien, den wir mit der Freigebigkeit eines Mannes ausleeren wollen, der mehr für sich behält, als er weggiebt, der mehr verschweigt, als er erzählt. In diesem Museum, dem Reflex aller Schulen und aller Gattungen, kann es geschehen, daß das Burleske unmittelbar auf das Fürchterliche folge, daß die naivsten Gesichterchen dicht neben den raffinirtesten Physiognomien erscheinen; und wenn hin und wieder einige schreiende Farben zu sehr hervortreten, so erwäge man, daß unser Gemälde einen noch nicht behandelten Gegenstand darstellt. Man wird sich weniger über die Seltsamkeit einiger dieser Monographien verwundern, wenn man berücksichtigt, daß der eigene Charakter sich darin

dem Einflusse des Gesammtwillens unterordnet, oder zuweilen auch der eine dem anderen zu Statten kommt, ihn unterstützt; daß keine der verschiedenartigen Existenzen in diesem Vereine sich ganz selbst angehören darf, und daß in dieser mysteriösen Gesellschaft die Umstände und Ereignisse angeordnet, vorbereitet werden, wie man die heilsamen oder verderblichen Substanzen in einem Laberatorium mischt und vorbereitet.

Fassen wir zuerst jenes demüthige Mädchen mit dem scheuen, fast wilden Gesichtsausdrucke in's Auge; es ist bis an's Kinn in ein ordinaires graues Kleid gehüllt, es trägt grobe Handschuhe und dickbesohlte Schuhe. Es ist Lucile Genevieve Cornut, die Haushälterin eines der würdigsten Pfarrer der ganzen Bannmeile von Paris. Um den Versammlungen auf dem Boulevard der Invaliden beiwohnen zu können, ist sie jedesmal genöthigt, Wunder der Schlauheit zu verrichten, die schlauesten Combinationen und Vorwände zu erstinnen. Ganz besonders groß ist ihre Verlegenheit, wenn die Versammlung zu einer späten Abendstunde einberufen wird. Ihr Herr Pfarrer hat die Gewohnheit, spät zu Bette zu gehen, weil er nach dem Frühstücke punkt zwölf Uhr ein langes Mittagsschläfchen hält. Damit nun Genevieve sich aus dem Presbyterium entfernen könne, ist es vor allen Dingen unbedingt nothwendig, daß ihr ehrwürdiger Herr zeitiger zu Bette gehe. Um zu diesem Resultate zu gelangen, muß Genevieve das Mittagsschläfchen verhindern; der Teufel allein weiß es, was die arme Haushälterin für verschiedenartigen Lärm:

Klingeln, Thürenzuschlagen, kleine Lügen und plumpe Betrügereien aufbieten muß. Bald ist es eine, von ihrem Gewissen gepeitschte Sünderin, die durchaus nach dem Beichtstuhle verlangt und den guten Pfarrer nöthigt, ihn mit seinem Sopha zu vertauschen; bald erfindet sie eine Kranke, die in den letzten Zügen liegt; genug, der arme Pfarrer mag wollen oder nicht, er muß sich von dem weichen Kopfkissen, auf dem er bereits so wonnig einzudämmern begann, seufzend erheben, seine Clerik überwerfen, in die kühle Kirche gehen, oder Hut und Stock ergreifen, um in der Mittagsgluth bis an's äußerste Ende seines Kirchsprengels zu wandern. Daß er nach seiner Heimkehr Genevieve wegen ihrer Irrthümer, ihrer Albernheit tüchtig ausscheltet, — was kümmert sie das? Mag er grollen und brummen, sie weiß ihn am anderen Tage durch verdoppelte Dienstfertigkeit, durch irgend ein Leibgericht wieder gut zu machen; die Hauptsache ist, daß er am Abend eines solchen Tages jedesmal halb neun Uhr zu Bett geht und das Genevieve Cornut der weiblichen Freimaurerloge beiwohnen kann.

Dort wieder jene fünfundsechzigjährige Person mit dem gekrümmten Rücken, mit der spitzen, weit in die Lüfte hinausragenden Nase, als müsse sie eine Meile weit wittern, mit den ewig umherrollenden Augäpfeln, den dünnen, eingekniffenen Lippen, der bronzefarbenen, runzlichen Haut, fast ganz kahlem Kopfe, der langen, hageren Gestalt, jenes Mittelding zwischen einem Geyer und einer Leichenabwäscherin, die sich so eben gebückt und bei der

Gelegenheit ein Spiel Karten aus der Tasche verloren hat, das sie emsig wieder aufrafft — das ist die Wittwe Brinois, so zu sagen, die wunde Stelle, der faule Fleck der Schwesterschaft. Sie muß spielen, überall spielen, sogar in der Kirche, wenn es möglich wäre; für sie besteht die Welt, die Familie erst seit der Erfindung der Tarrokkarten; für sie hat die Sprache keinen anderen Zweck, als König, Dame, Bube auszurufen. Das Schicksal hatte sie an einen geizigen Mann, einen musikalischen Instrumentmacher, vermählt, und sie noch zu rechter Zeit von ihm wieder erlöst, bevor er noch Zeit gehabt, seine Frau als unverbesserliche Diebin aus dem Hause zu werfen. Der selige Brinois hatte die Gewohnheit, sein Geld zu vergraben, Madame Brinios hatte die Passion, es wieder auszuscharren; er legte sich Sparbüchsen an, die ewig einen durchlöcherten Boden hatten; er verschloß sein Geld in eine Eisenkiste, zu der sie sich Nachschlüssel zu verschaffen wußte. Genug, eines schönen Tages gewahrte der selige Brinois, daß er sich vergeblich abmühete, das Faß der Danaiden zu füllen, und vor Aerger und Gram darüber starb er. Den Mann war sie nun freilich los, aber dafür war auch die eiserne Truhe leer. Zufällig will sie eine Kaminverkleidung umsetzen lassen, und dahinter findet sich Geld. Jetzt untersucht sie alle Wände, trennt alle Matrazzen auf, reißt die Bezüge von den Stühlen, blättert das Gebetbuch ihres seligen Mannes einzeln durch, schraubt die runden Tischbeine ab, findet überall Geld, das der Instrumentmacher versteckt hatte

und beeilt sich, es in ein gewöhnliches Spielhaus zu tragen.

Madame Brinois hat das Magazin ihres seligen Mannes geschlossen, aber sie hat nicht Zeit gehabt, seine hinterlassenen Instrumente zu verkaufen. Wenn es ihr an Geld gebricht, nimmt sie ihre Zuflucht zu den nachgeahmten Stradivaris, Guaneris, Amatis, und wenn sie keinen Käufer findet, der ihr einen erträglichen Preis dafür bezahlt, setzt sie sie gleich im Spiele aus. Man hat sie sogar schon mit einer Ophicleide unterm Arme im Spielhause ankommen gesehen, sie gravitätisch auf den Tisch legen und ausrufen gehört: „Ich setze eine Ophicleide!" wie man sagt: „Ich setze einen Louisd'or."

Man wird leicht begreifen, daß Madame Brinois der Schwesterschaft mehr lästig als nützlich war. Fortwährend begehrte sie Geld, und zuweilen trieb sie den Cynismus so weit, sogar während der Sitzung ein kleines Bänkchen auflegen zu wollen.

Dort jene Dame, Madame Elisabeth Ferrand, die Gattin des berühmten Generalanwaltes Ferrand, ist eine der Groß-Mächte der weiblichen Freimaurerei. Sie ist schön, sie ist graciös, sie ist geistreich. Sie besitzt eine große Geschicklichkeit, Intriguen bis in die höchsten Kreise der Magistratur auszuspinnen; sie ist Meisterin in der Kunst, überall ihren Einfluß geltend zu machen, und ihren Willen gegen den härtesten Advokatenstarrsinn durchzusetzen. In ihrem Salon, einem der reizendsten in dieser Sphäre, stellt die Freimaurerei der Frauen der hochlöb-

lichen Justiz rosenfarbene Netze, Fallgruben von Gaze. Aus dem ernsten, unerschütterlichen Ferrand hat sie nach und nach, und ohne daß dieser eine Ahnung davon hat, eine der bedeutendsten Stützen der geheimen Gesellschaft gemacht, gegen die er selbst, wenn er ihr Dasein kennte, zuerst die Anwendung des Gesetzes in Anspruch nehmen würde.

Aber das waren eben nur die gewöhnlichen Existenzen, einzelne Beispiele zur Bezeichnung ganzer Kathegorien hervorgehoben; gehen wir zu den Merkwürdigkeiten über, deren Portraits eben so viele pikante Romane darbieten, — zu den Solitairs der Gesellschaft.

Zum Beispiel, dort rechts, nicht weit von Madame Ferrand, auf einer der oberen Sitzreihen bewegt sich, oder vibrirt vielmehr eine Negerin, in der elegantesten Pariser Toilette. Es ist Schwester Elisa, genannt Ebenholz. Noch vor drei Jahren war sie nur eine Sclavin in einer Zuckerplantage, auf Martinique; jetzt ist sie Marquise; ihr Herr, der Marquis von Champ-Lagarde hat sie geheirathet. Sehen wir zu, unter welchen seltsamen Umständen und bei welcher wunderbaren Gelegenheit dieser Ehebund geschlossen ward.

Raoul de Champ-Lagarde war von hohem und altem Adel; er hatte Onkels, Brüder, Vettern, welche hohe Posten am Hofe, in der Armee, auf der Flotte, in der Kirche bekleideten. Seine drei Schwestern hatten die glänzendsten Partien in Aussicht. Durch eine sonderbare Ausnahme, die seine frühzeitigen Ausschweifungen

ihm übrigens zugezogen hatten, sah sich Raoul schon sehr jung nach den Kolonien verbannt, unter dem Vorwande, dort beträchtliche Ländereien zu verwalten. Wie man Pulvermagazine in angemessene Entfernungen von Städten verlegt, so schickt man noch jetzt zuweilen junge, allzufrüh verderbte Adlige jenseit des Oceans. Von dieser Verbannung schreibt sich Raoul's bitterer Groll auf seine ganze Familie her.

Martinique vollendete, was Paris noch übrig gelassen hatte; Raoul brachte den größten Theil seines Vermögens durch und ward eine Geißel den Eingeborenen. Er war tapfer und muthig wie Bayard, blutdürstig wie der Marschall Retz, häßlich zum Fürchten, bissig wie ein Köter, und erwarb sich allmählig den Ruf eines kleinen Tyrannen, der bis nach Europa, bis nach Paris, bis in das Kabinet des Königs drang. Er war kein Raufbold aus Passion, sondern aus Profession. Er trieb die Verwegenheit so weit, durch ein Journal bekannt machen zu lassen:

„Der Herr Marquis von Champ-Lagarde hat die „Ehre dem Publikum bekannt zu machen, daß er seine „Duellstunden seit dem 15. dieses Monats geändert hat. „Nach dieser neuen Eintheilung sind die Vormittagsstun„den von neun bis elf Uhr für Pistolen, und die Nach„mittagsstunden von drei bis fünf Uhr für die blanke „Waffe festgesetzt; außer dieser Zeit können Einladungen „nicht berücksichtigt werden. Secundanten werden zu den „genannten Stunden stets bei ihm zu erlangen sein."

Daß selbst einem so gefürchteten Satrapen die Geldmittel endlich ausgehen mußten, wird man begreiflich finden. Nachdem er alle seine Hilfsquellen erschöpft, bei allen Kolonisten Contributionen, oft sogar mit gewaffneter Hand, erhoben hatte, wendete er sich an seine Familie, an seine Brüder, seine Onkels, seine Schwäger, die ihm aber sämmtlich den wohlwollenden Rath gaben: „Lebe so liederlich, als es Dir Vergnügen macht, nur vergiß, daß Du noch Verwandte auf der Welt hast.“

Raoul von Champ-Lagarde brütete nun über eine exemplarische, noch nicht dagewesene Rache. Er warf seine Augen rings umher, erblickte Elisa, genannt Ebenholz, ein ächter Guineabrillant vom schwärzesten Wasser und heirathete sie vom Flecke weg.

Elisa mochte damals etwa funfzehn Jahre alt sein.

Wenn diese zur Marquise umgewandelte Negersclavin wirklich naiv genug war, zu wähnen, sie sei aus Liebe geheirathet, so ward ihr dieser Irrthum sehr bald genommen. Sofort nach der Rückkehr von der Trauung nahm Raoul eine kostbare Reitpeitsche mit vergoldetem Griffe von der Wand, ließ sie einige Male in der Luft pfeifen, und sprach:

„Ich will keine Leibeserben; merke Dir das!“

Eine Französin würde dieser lakonische Urtheilsspruch in höchste Wuth versetzt haben, aber die arme, an Mißhandlungen aller Art gewöhnte Afrikanerin antwortete nur durch ein demüthiges Lächeln.

Sie hielt sich für sehr schön, denn nur zu oft hatte ihre tragische Lebhaftigkeit ihre schwarzen Anbeter zur Verzweiflung gebracht. Sie hatte eine gewisse Ahnung, daß sie nicht ohne alle Intelligenz sei und beschloß diese auszubilden und sich mit Hilfe derselben auf die Höhe ihres unerhörten Glückes emporzuschwingen.

Wenige Tage nach der Trauung schiffte sich der Marquis von Champ-Lagarde, nachdem er noch den letzten Rest seiner Besitzungen versilbert, mit seiner schwarzen Marquise nach Frankreich ein, und begab sich direkt nach Paris. Raoul wußte, daß einer seiner Brüder, der stolzeste Repräsentant legitimer Traditionen, wöchentlich einmal große Gesellschaft bei sich empfing und daß seine Salons an diesem Tage jeder liliendekorirten Treue, jeder kurzbehoseten Ergebenheit des Faubourg Saint-Germain geöffnet waren.

Hierauf gründete Raoul seinen Racheplan. Er wollte, mit Elisa am Arme, wie eine unerhörte Beschimpfung mitten in diese aristokratische Welt, die ihn so hart verkannt hatte, hineinplatzen.

Er fährt in's Hôtel; ein, vor Schrecken todtenbleich gewordener Portier meldet ihn an, und Raoul hält mit der schwarzen Gemahlin seinen Triumpheinzug in die Welt.

Der Scandal war ungeheuer. Das häßliche, boshaft lächelnde Gesicht des Marquis stach grell gegen die untadelhafteste Modetoilette ab, die er, trotz seiner Häßlichkeit, mit einem angeborenen Anstande trug. Elisa brüstete

und reckte sich an seinem Arme, und ließ ihre Blicke entzückt rings umher schweifen; sie trug eine weitbauschige weiße Atlasrobe, auf der sich ihr schwarzer Kopf ausnahm, wie ein Maulwurf auf einem Schneehaufen. Ein Halsband von rothen Früchten lag zum Erwürgen fest um ihren runden, schöngeformten Hals. Büste, Taille und Arme hätten übrigens jedem Bildhauer zum Modell dienen können. Nur mit großer Mühe konnte Raoul sie abhalten, allen Damen tiefe Reverenzen zu machen, und den Männern vertraulich in's Gesicht zu lachen. Ringe, Bracelets, Ohrgehänge, Brochen, Agraffen, alles das schimmerte und flimmerte auf ihrer schwarzen Haut, wie Feuerfunken auf verbranntem Papiere; sie sah aus, als ob man einen Bijouterieladen über sie ausgeschüttet hätte.

So schritten sie beide durch die Gesellschaft hin, als ob sie nur gekommen wären, um die Glückwünsche und Freudenbezeugungen Aller in Empfang zu nehmen, nicht auf das Entsetzen achtend, das ihr Erscheinen erregte. Wo sie sich hinwendeten, wichen die Gäste vor ihnen, wie vor einem Pestodem zurück; man suchte aus den Sälen und Zimmern zu kommen, ja einige junge Personen fielen sogar in Ohnmacht.

Nachdem Raoul überall einen triumphirenden Umzug gehalten, war er endlich so mitleidig, sich zu entfernen.

Am anderen Tage miethete er ein Hôtel in der Avenue d'Antin; jeden Tag sah man das wunderbare

Ehepaar in offener Calesche ausfahren, jeden Abend an den auffallendsten Plätzen der Oper oder der anderen fashionablen Theater, sich dem Publikum sehr gefällig als Augenweide darbietend, das seinerseits wiederum so erkenntlich war, es zu einer Art von Popularität zu erheben.

Die Rache des Marquis von Champ-Lagarde hatte den von ihm beabsichtigten Erfolg; seine ganze Familie, die er lächerlich gemacht, verwünschte und verfluchte ihn, und der ganze Adel sprach das Anathema über ihn aus. Die Abolitionisten der Vereinigten Staaten und Englands, die in seiner Verheirathung mit einer ehemaligen Negersclavin nur eine eclatante Huldigung erkannten, die er ihrem Principe darbrachte, gewährten ihm dagegen Hilfe und Zuflucht. Von verschiedenen Seiten gaben sich Sympathien für dies heterogene Paar kund und befestigten wieder Raoul's Credit. Später ließen ihm die Champ-Lagardes selbst, in Folge eines stattgehabten Familienrathes, eine heimliche Pension von hunderttausend Francs anbieten, unter der Bedingung, daß er seiner Rache nicht durch eine farbige Nachkommenschaft die Krone aufsetze.

Nach und nach hatte sich denn alles in ein anderes Geleise gefunden: Der Marquis Raoul ist ordentlicher geworden, Zeit und Vernunft haben den Sieg über Laster und Leichtsinn davon getragen, er hat angefangen sich seiner Ehestandsposse zu schämen; er versuchte es, sich seiner Frau zu entledigen, sie zu entfernen; allein

es war schon zu spät. Die Rache einer seiner ehemaligen, treulos von ihm verlassenen Geliebten hatte ihm eine furchtbare Strafe bereitet: Diese Geliebte hatte auf ihrem Sterbebette Elisa zu ihrer Nachfolgerin im Freimaurerorden ernannt und diese so unter den Schutz des Bundes gestellt. Elisa von Champ-Lagarde, genannt Ebenholz, ist in Paris geblieben; ihre neuen Schwestern haben ihr Lehrer gegeben und für ihre Bildung gesorgt, sie hat ihre Rechte kennen gelernt, und ist fest entschlossen, sie zu behaupten. Sie hat sich an die Manieren der großen Welt gewöhnt, und die Welt hat sich, was allerdings schwieriger, und nur durch den Credit und Einfluß des Ordens zu erklären ist, endlich auch an sie gewöhnt. Nichts ist so bizarr, was in Paris nicht zu ermöglichen wäre. Einige elegante und sogar aristokratische Salons haben sie sogar als eine Originalität, eine Phantasie, eine Schwester Unica, in ihre engeren Kreise aufgenommen, und wir mögten die Wette eingehen, daß es bald Mode werden wird, sie auf jedem Balle zu haben. Wenn es dem Herrn Marquis von Champ-Lagarde in seiner Verzweiflung über diese unerwartete Metamorphose ja dann und wann noch einfällt, sie nach Martinique zurückschicken zu wollen, dann geht die schwarze Frau Marquise ganz ruhig in das Bibliothekzimmer, holt ein gewisses Buch mit dreifarbigem Schnitte, und hält dem Herrn Gemahl gewisse, in diesem Buche enthaltene Gesetzparagraphen vor die Augen. Ja, vor nicht gar langer Zeit hat es sich ereignet, daß der Mar-

quis, in höchster Wuth und Verzweiflung über diesen passiven Widerstand, es versuchte, wieder auf seine alten Koloniegewohnheiten zurück zu kommen; aber die Zeiten haben sich geändert, und man will behaupten, daß es Elisa gewesen sei, welche bei dieser Gelegenheit die bewußte Reitpeitsche mit dem silbernen Griffe von der Wand genommen habe.

# IV.

Ein anderes Bild. Dort, jene hohe Dame, die nachläſſig mit dem Ellenbogen auf das Knie, und das Kinn in die Hand geſtützt, daſitzt, mit dem zerſtreuten Blicke, die kaum auf Das, was um ſie her vorgeht, zu achten ſcheint, ſie hat mehr gethan, als einen Menſchen zu tödten, ſie hat eine Künſtlergröße vernichtet.

Louiſe Eugenie d'Effrenville, Gräfin d'Arcet verfolgt einen Racheplan ſondergleichen, dem ſie ihr ganzes Leben geweiht hat. Seit länger als zehn Jahren verfolgt ſie einen der talentvollſten und vielberühmten Maler. Wer ſich die Mühe nehmen will, zehn, zwölf Jahre zurückzudenken, der wird ſich des Aufſehens erinnern, die René Levaſſeur's wundervolle Landſchaftsbilder erregten. Wo ſind dieſe Bilder hingekommen? Hat er denn ſeit jener Zeit gar nichts mehr geſchaffen? Nirgend iſt mehr eine Leinwand von ihm zu erblicken. Wie geht das zu? — Das iſt eine gar ſeltſame Geſchichte, die erzählt zu werden verdient.

René Levasseur war gleichsam als großer Maler geboren. Nichts auf der Welt hatte ihn verhindern können, sich als solcher Geltung zu verschaffen, weder die schmutzige Knickerei der Kunsthändler, noch das partheiische Urtheil der Ausstellungsjury, noch bezahlte Kritiken seiner Neider. Ein einfaches Bild, ein einziger Sonnenstrahl von Levasseur's Genie, hinter dem Schaufenster eines Kunsthändlers der Straße Lafitte nur einen Tag lang ausgestellt, reichte hin, um sein Talent zur Geltung zu bringen und seinen Namen denen der beliebtesten Meister anzureihen. Das ist aber das Schöne, das Große im Pariser Kunstleben! Selbst der boshafteste Neid wird gezwungen, sich binnen Kurzem der allgemeinen Huldigung anzuschließen und seine Waffen zu den Füßen des wahren Verdienstes zu strecken.

René Levasseur, der nie an sich selbst gezweifelt hatte, bedurfte nur einer solchen ersten Weihe, um sich kühn empor zu schwingen. Sobald er sicher war, gesehen zu werden, zeigte er sich. Er stellte Wunderwerke aus. Arm hatte er sich noch am Abende zu Bette gelegt — reich stand er am anderen Morgen auf. Man stritt sich um die flüchtigsten seiner Studienblätter und Skizzen. Kaum war eines seiner Bilder ausgestellt, so war es auch schon um einen fabelhaften Preis verkauft; das Publikum hatte nur eben noch die Zeit, sie zu bemerken, nicht sie zu betrachten, die Kritik — das heißt die belobende, denn eine tadelnde wagte gar nicht mehr, ihre Stimme zu erheben — konnte seine Arbeiten nur noch ankündigen; zu einer gründlichen Besprechung waren sie zu schnell verschwunden.

Wo kamen sie hin? welche Galerien besaßen sie? welche Privatmuseen bewahrten sie discret vor dem Enthusiasmus der Liebhaber? Niemand wußte es.

Der Käufer war immer irgend ein Fremder: ein holländischer Krösus, ein brasilianischer Millionair, ein russischer Fürst, oder der Intendant eines edlen Lords; er handelte niemals, er bedeckte das Meisterwerk mit Goldstücken, aber jeder dieser Käufer stellte die unvermeidliche, eifersüchtige Bedingung, daß das Bild gewiß noch nicht copirt sei oder durch den Stich vervielfältiget werde.

Zehn Jahre lang hat René Levasseur zu diesem reißenden Absatze seiner Bilder nur gelächelt; hatte sich diesen aus dem Palaste der schönen Künste und der Bank von Frankreich ihn überfluthenden Goldregen gefallen lassen. Eines Tages aber ist er plötzlich wie aus einem Traume erwacht; er ist unruhig geworden, er möchte gern das Schicksal seiner Bilder wissen, ihre Fährte in den verschiedenen Ländern verfolgen, ihr Verzeichniß aufnehmen, mit einem Worte, sich selbst Rechenschaft über seine artistische Existenz ablegen. Er fragt, er forscht, er läßt Erkundigungen einziehen — nichts! Die bezeichneten Museen existiren gar nicht, die angeblichen Kunstsammlungen sind in alle Welt verstreut, verkauft, verschwunden. Und eben so ist es mit den Käufern. Der reiche holländische Negoziant ist eben so wenig ausfindig zu machen, wie die schwarze Tulpe; der brasilianische Millionair stammt direct aus dem Mährchenlande; der russische Fürst muß mit seinem ganzen Stammbaum im sibirischen Schnee

begraben sein; im gesammten Namensverzeichnisse der englischen Aristokratie ist der Name jenes edlen Lords nicht zu finden. René wird von dem Zusammentreffen so wunderbarer Zufälligkeiten stutzig; er will nur noch auf Bestellungen der Regierung arbeiten.

Neues Unglück! Er hat ein großes Bild gemalt, eine Landschaft mit heiligen Figuren, das die Kirche seiner Vaterstadt schmücken soll; im Augenblicke, da es aufgehangen werden soll, findet es sich, daß die Leinwand durch die Ungeschicklichkeit der Arbeiter mitten durchgerissen ist. Seine Ansicht von Fontainebleau, die er für Rechnung Ludwig Philipp's gemalt hat, liegt zwei Jahre vergessen, zusammengerollt auf dem Boden des Louvre, endlich auf René's wiederholte Reclamationen will man sie dieser unbegreiflichen Vergessenheit entreißen — sie ist verschwunden!

Levasseur erkennt, daß das Geschick sich wider ihn verschworen hat; er ist nach und nach Misanthrop geworden, er hat sich in sein Atelier eingesperrt, er malt nur noch für sich selbst. Im Laufe von zwei Jahren hat er drei Meisterwerke geschaffen, drei Ruhmeszeugnisse, die er sich selbst ausgestellt, drei Licht-Epopöen, deren Farbenschmelz einen Aligny, einen Theodor Rousseau, einen Français zur Verzweiflung bringen können. Halb Paris strömt herbei, um die Wunderwerke der Composition und Technik anzustaunen; von allen Seiten werden ihm die glänzendsten Kaufanerbietungen gemacht; er schlägt alle aus, er will sich selbst in die Betrachtung dieser seiner

drei vollendetsten Werke vertiefen, — der Einzigen, von deren Existenz er wirklich noch etwas weiß.

Eines Abends kehrt Levasseur in seine Wohnung heim und findet sein Atelier leer. Die drei Gemälde sind verschwunden, aber statt ihrer liegen hunderttausend Francs auf dem Tische. René war nahe daran, wahnsinnig zu werden.

Man erzählt von dem berühmten Schauspieler Brizard, daß seine Haare in einer Nacht, während welcher er sich an einem eisernen Ringe der Rhonebrücke angeklammert erhielt, als er mit dem Kahne umgeschlagen war, silberweiß geworden wären. Dasselbe wiederfuhr auch René Levasseur nach dem Verschwinden seiner Bilder. Nebst dem verblieb ihm von der furchtbaren Aufregung ein nervöses Zittern, das es ihm fortan unmöglich machte, zu malen. Die Journale haben ein Langes und ein Breites von diesem neuen und kühnen Diebstahle geschwatzt, der möglicherweise nur auf Anstiften irgend eines fabelhaft reichen Kunstenthusiasten unternommen worden sein kann; ja, es courirten sogar einige hohe und berühmte Anfangsbuchstaben in der Kunstwelt; Niemand aber ist es eingefallen, Levasseur wegen dieses Vorfalles zu bedauern; er hatte ja hunderttausend Francs an der Stelle der Bilder gefunden, ein wahrhaft exorbitanter Preis für dieselben. Was die Gemälde selbst betraf, so waren sie allem Vermuthen nach denselben Weg gegangen, wie alle früheren; alle Nachforschungen deshalb blieben gänzlich ohne Erfolg.

Eine einzige Person hätte darüber können Auskunft geben, eine Person, die René ehedem mit Füßen getreten, ein junges Mädchen, daß er entehrt, verlassen, eine Frau, die er verhöhnt, eine Mutter, deren Kind er von sich gestoßen hatte.

Es war eben jene Louise Eugenie d'Effrenville, Gräfin d'Arcet.

Vor nicht gar langer Zeit erhält René Levasseur eine Einladung, sich eine Gemäldesammlung anzusehen. Ohne Mißtrauen folgt er der Einladung. Man führt ihn in eine Art Vorhalle, die von dem Bildersalon durch eine große Gardine getrennt ist. Plötzlich sieht er sich von zwei himmellangen Lakayen gepackt, und Arme und Hände mit starken Stricken festgeschnürt. An verschiedene bizarre Manieren von Kunstliebhabern gewöhnt, glaubt er auch hier einer solchen zu begegnen, einer Art von übertriebener Vorsichtsmaßregel, von verrückter Hausordnung zum Schutze der Gemälde, der sich jeder Besucher unterwerfen muß. Er faßt sich in Geduld, und harrt der Dinge, die da kommen sollen.

Endlich rauscht die Gardine auseinander — Levasseur stößt einen Freudenschrei aus, er sieht sich allen seinen Bildern gegenüber! — Alle sind sie da, und frischer, blendender wie je, vortrefflich aufgestellt, in schönster Beleuchtung, ein glänzendes Museum, das seinem Schöpfer triumphirend entgegenlächelt! — Niemals kann das Wiedersehen einer angebeten Geliebten nach langer Trennung, theuerer Anverwandten, die man nicht mehr am Leben

wähnte, höheres Entzücken bereitet haben, als diese erhabene, niederschmetternde Zauberei auf Levasseur hervorbrachte. Alle seine Kunstwerke, alle seine, in verschiedenen Himmelsgegenden zerstreuet und verloren geglaubten, Kinder sah er hier wieder vor sich; nicht eines fehlte, nicht einmal das wunderbar vom Boden des Louvre verschwundene Bild, nicht einmal die drei zuletzt gestohlenen Bilder fehlten; alle standen sie da in ihrer Pracht und Herrlichkeit. Er ging von einem zum anderen, er betrachtet sie, er bewundert sie, mit naivem, ächt künstlerischem Entzücken, mit Thränen in den Augen; er hatte sich selbst nicht solcher Harmonie, solcher Meisterschaft fähig gehalten; er erinnerte sich nicht, jemals an anderen Kunstwerken diese Frische, diese Wahrheit bewundert zu haben; er fand sich selbst wieder und war entzückt von sich selbst.

Aber plötzlich ward sein Triumph von einem peinigenden Gedanken unterbrochen:

„Warum hat man mich so gefesselt?"

Er sollte nicht lange in Zweifel darüber schweben; das Erscheinen einer weiblichen Gestalt löste ihm das Räthsel in schreckhafter Weise: es war jenes Mädchen, jene Frau, die er beschimpft, mit Füßen getreten, jene Mutter, deren Kind er von sich gestoßen, es war die Gräfin d'Arcet.

Levasseur ward todtenbleich.

Und doch hatte die Gräfin nichts Drohendes, nichts Schreckhaftes an sich! sie war einfach gekleidet, ihr Ge-

ficht war leidenschaftlos, und auf die Bilder zeigend, sprach sie ruhig:

„Alles das ist mein."

„Dein, Louise?" stammelte er, von Furcht und Entsetzen ergriffen.

„Setzt Dich das in Verwunderung, René?" sprach sie weiter. „Ich liebte Dich so sehr, daß ich, nachdem ich Dich verloren, doch wenigstens Deine Gedanken, die Eingebungeen Deines Geistes, Dein besseres Selbst besitzen wollte. Ich habe alles gekauft, und was ich nicht kaufen konnte, das habe ich rauben lassen; was ich aber nicht rauben lassen konnte, das sollten auch Andere nicht besitzen: entsinne Dich des zu Grunde gerichteten Bildes in der Kirche Deiner Vaterstadt. Was meinst Du, ist das Liebe? Begreifst Du die Wonne, das wilde Entzücken, das ich empfand, wenn es mir gelang, Deine Meisterschöpfungen, eine nach der anderen, jener stupiden Gaffermenge zu entreißen, auf die ich eifersüchtig war? Und mit welchem Triumphgefühle trug ich sie in meine Einsamkeit, um mich an ihrem Anblicke zu berauschen. Was kümmertest Du mich fortan noch? Was kümmerte es mich, daß es noch einen René Levasseur irgendwo in der Welt gab, der eine Palette und einen Pinsel hatte? Das war nur Schein, Lüge, ein Trugbild; der wahre, ächte Levasseur war ganz hier, bei mir; seinen Geist, sein Talent, seine Künstlergröße hatte ich unter meinen Augen, in meinem unbeschränkten Besitze. Ach! wie viel wonnige und furchtbare Stunden habe ich allein mit Deinen

Meisterwerken hier zugebracht! Wie oft habe ich geweint und gelächelt vor diesen Fragmenten Deiner Seele, die nur für mich allein einen Sinn und eine Bedeutung hatten! Wie oft ertappte ich mich mit Schamröthe über meine eigene Schwäche, daß ich die kalte, todte Leinewand mit meinen Küssen bedeckte! In solchen Augenblicken wareſt Du freilich nicht René der feige, erbärmliche Verräther, René der Wortbrüchige, der Verbrecher, der treulose Frevler an meinem Herzen! Du wareſt nur der große Künstler, der Alles um mich her verherrlichte, verklärte, selbst jene Vergangenheit voller Schmach; der Mann von Genie ließ mich den Niederträchtigen vergessen. Während vieler Jahre habe ich so mit Dir allein gelebt, ohne daß Du es wußteſt, stolz auf Dich, Deinem Streben Beifall zujauchzend. Ja, René, Du biſt wahrhaft groß, Du beſitzeſt Enthuſiasmus, Seelenadel! betrachte Dich selbst noch einmal stolz in Deinen Werken; ſieh, wie ſie leben, wie ſie lachen, wie ſie leuchtend glänzen! Alles das ſind Werke einer und derſelben, Deiner Meisterhand — und alles Das iſt der Vernichtung geweiht!"

René Levasseur hatte noch nicht verſtanden.

Noch ganz betäubt von dem ſo unerwarteten Schauſpiele, das ihm geworden iſt, blickt er die Gräfin mit einem halb kindiſchen, halb ſtumpfſinnigen Lächeln an.

Die Gräfin hat eine Wachsfackel ergriffen, ruhig angezündet und nähert ſich nun damit feierlich den Staffeleien.

Ein dumpfes Gebrüll entquillt René's Bruſt; alle

seine Muskeln spannen sich zur höchsten Kraftanstrengung an, um die Stricke, mit denen seine Arme festgeschnürt sind, zu sprengen.

Vergebens!

Schon ergreift die Flamme eines der Bilder nach dem Anderen.

„In wenigen Augenblicken," spricht die Gräfin mit furchtbarer Freude, „wird nichts mehr von allen Deinen Werken, wird nichts mehr von Dir übrig bleiben; Dein Künstlername wird wie der der Schauspieler verschwinden; er wird erst zu Rauch, dann zu Asche, dann Tradition, endlich Fabel! Es wird Leute geben, die noch zu Deinen Lebzeiten nicht mehr an Deine Existenz glauben werden, Du wirst lebendig — todt sein! — Sieh, dies Bild, das so schnell, so schnell emporlodert, — es hat Dich acht Monate Arbeit gekostet, acht lange, volle Monate der Versuche, der Entmuthigung, der Hoffnung, und des endlichen Triumphes; es war einer Deiner glänzendsten Erfolge im Salon — da! es existirt schon nicht mehr!"

„Louise, Erbarmen!" schrie der Maler.

„Erbarmen? Hast Du Erbarmen mit mir gehabt? Rache!"

„Gnade für jenes dort! O verschone es!"

„Nicht mehr dies, wie die anderen."

Und immer weiter schritt sie mit der Fackel.

René stürzt auf die Marmortafeln des Fußbodens nieder; er schleppt sich zu Louisens Füßen.

„Nun denn, so tödte auch mich! Gleich, ich beschwöre Dich darum!“

„Wahnsinniger!“

„Ich kann diese Höllenmarter nicht länger aushalten; laß mich, laß mich! ich kann, ich will nicht sehen!“

„Das ist noch zu langsam, nicht wahr? Du hast Recht, es brennt schlecht; man muß ein Ende machen.“

Die Gräfin nahm mehrere der kleineren Staffeleigemälde, und schleuderte sie in den Kamin, in dem ein ungeheures Feuer loderte.

René schloß die Augen und brüllte vor Wuth.

„René,“ sprach sie langsam, „ich habe mehr gelitten wie Du, und länger gelitten, denn ich habe Dich niemals vergessen. Mein Ohr ist heute taub für Dein Flehen, wie es das Deinige so viele Jahre gegen mich war. Qual für Qual. So viele Jahre habe ich Dich ruhig Deinen Illusionen überlassen; Du siehst, ich war gütiger gegen Dich, wie Du gegen mich; nichts hat Dich verhindert, von einer glänzenden, ruhmvollen Zukunft zu träumen. Ich habe dieses Glück niemals genossen. Nachdem meine erste Liebe vernichtet war, habe ich nie wieder eine zweite empfunden, ich bin in meinen Schmerz versunken wie in eine Gruft, um nie wieder daraus hervorzugehen. Wie gering ist meine Rache gegen Dein Verbrechen! Du hast mein Herz mit Füßen getreten, ich zerstöre nur leblose Leinewand; Du hast mein ganzes Leben vergiftet, und ich raube Dir dafür nur den heutigen Tag.“

René hörte sie nicht mehr.

Sie fuhr fort Bilder zu verbrennen.

Als sie an das letzte gekommen war, wendete sie sich zu ihm herum.

Er lag ohnmächtig am Boden.

Man schaffte ihn in seine Wohnung.

Seitdem befindet sich René als unheilbarer Kranker in einer Irrenanstalt.

— — — — — — — — — — — — —

Dort jenes blonde, lange, dünne, längst schon mündige Mädchen, dessen Füße kaum den Erdboden zu berühren scheinen, das ganz allein, in sich versunken ist, das ist Mademoiselle Piquaret. Eine Strophe von Lamartine ist nicht ätherischer, eine graue Schwester ist nicht schweigsamer. Sie spricht nur, wenn sie träumt, und sie träumt, so oft sie schläft, denn sie ist somnambül, und zwar von der hellsehendsten Art. Von weit und breit strömt man herzu, um ihre Orakelsprüche zu hören, die stets nur vom Freimaurerischen Interesse diktirt werden.

— — — — — — — — — — — — —

Madame Guillermy ist jene dicke, dreiundfünfzigjährige Bürgerin in dem weiten, ehrbaren Kleide. Ihr Gesicht, eine Mischung von Wichtigkeit und Güte, von schönen, silbergrauen Locken eingerahmt, verkündet eine jener schätzenswerthen Handelsfrauen, wie man deren im Stadtviertel des Bourdonnais hinter Comptoir-

gittern sitzen steht, vom frühen Morgen bis zum späten Abende, über dicke Contobücher geneigt.

Madame Guillermy ist die Ehre und der Stolz der weiblichen Freimaurerei; ihr ganzes Leben ist ein Muster fortgesetzter Arbeit, zärtlicher und würdevoller Mutterliebe. Nie hat sie sich ihrer Macht bedient, als um Gutes zu thun, glückliche Ehen zu stiften und Unglück von Anderen abzuwenden; sie spricht wenig, aber besonnen, ihr Blick ist ernst, aber dennoch Vertrauen erweckend. Sie zu hintergehen, ist außerordentlich schwer. Von der ehemaligen Arche-Pepin, die ganze Straße Saint-Denis hinab, bis zur Straße Saint-Honoré verehrt und liebt man sie.

— — — — — — — — — — —

Müssen wir jene kecke Brünette, deren seidenes Kleid ihrer steten Beweglichkeit halber fortwährend rauscht, deren Augen Feuerblicke schießen, erst nennen? Das ist nicht nöthig, die ganze junge, elegante Männerwelt von Paris kennt Georgina IV. — —

„Georgina IV.?“ fragen einige achtbare, ehrenfeste Bürgersleute; „da wissen wir so viel wie vorher, von einen König Georg IV. von England haben wir zwar gehört, aber niemals von einer Georgina IV.“

Ach, die Armen, Unwissenden!

Nun denn, Ihr guten Bürgersleute, so laßt Euch denn sagen: Georgina IV. hat das Licht der Welt als Héloise Picard erblickt. Das Hinterstübchen eines Milchgewölbes der Straße de l'Echiquier war die Wiege

dieſer modernen Amazone. Habt Ihr niemals das Feuilleton geleſen, ihr guten Bürgersleute? waret Ihr denn niemals im Theater? — Dann freilich wird es ſchwer halten, Euch begreiflich zu machen, wer und was Georgina IV. eigentlich iſt. Eure Söhne, Eure Neffen werden es vielleicht zu ihrem eigenen Schaden beſſer wiſſen.

Aufrichtig, liebe Bürgersleute, ich wünſche Euch nicht, in die niedlichen, weichen, weißen Klauen Georgina's IV. zu fallen; Ihr würdet auch die letzte Unze jenes koſtbaren Kapitals, von Euch geſunden Verſtand genannt, darin zurücklaſſen. Ihr haltet Euch für ſehr ſtark, Ihr haltet Euch für ſo ordentlich, wie ein Contobuch, für ſo ſolid, wie das Stadthaus, Ihr habt das Bewußtſein, Euch ſtets ſo zu betragen, wie Jemand, der ſich ſelbſt achtet, — bittet den Himmel, daß er Euch niemals Georgina IV. in den Weg kommen laſſe. Sie würde ſauber mit Euch umſpringen.

Für ſie giebt es keine Familie, kein Vaterland, kein Heimath, keine Erde, kein Meer, keine Geſetze, keine Sitten — ſie kennt nur ſich und ihre Beute. Sie und irgend Einer; der Erſte, der Beſte, wenn er nur reich iſt. —

Zucke nicht verächtlich die Achſeln, lieber Leſer; dieſe Art von geſchminkten Dämonen, vor deren Kniffen und Pfiffen der friedlichſte Familienkreis, die abgeſtumpfteſte Einbildungskraft, die beſcheidenſte Exiſtenz nicht ſicher iſt, ſind noch lange nicht bezeichnend genug geſchildert worden, um die Welt vor ihnen zu warnen.

Georgina IV. iſt durch alle Regionen der bürgerlichen

Gesellschaft geflogen, wie eine Pistolenkugel durch die Luft fliegt, zerreißend, pfeifend, tödend. Sie hat mit Handlungscommis angefangen und mit Potentaten aufgehört. Welch' ein fürchterliches Concert könnte Berlioz mit allen Spiegeln, Porcellaingeschirr, Flacons, Gläsern organisiren, die sie schon zertrümmert hat! Bewilligt ihr einen Tugendpreis, sie wird Euch einen Galeerensträfling dafür zurückgeben; vertraut ihr das Urmodell eines moralischen Pedanten, sie wird ihn in einen Lovelace, in einen Robert-Macaire verwandeln. Sie ist die Circe unserer heutigen Tage, die, deren Bild noch Niemand richtig gemalt — welches selbst Garvarni's Zeichenstift nur erst schüchtern angedeutet hat.

Georgina, oder Héloise Picard, ist früher Schauspielerin gewesen, wie man sagt. Die Wahrheit ist, daß sie wirklich einmal vor dem Publikum aufgetreten ist, gesprochen, gesungen oder gesprungen hat — welches von den dreien, weiß man nicht genau — daß sie mißfallen hat und darauf böse geworden ist; dann wieder hat man ihr Bouquets zugeworfen, worüber sie bis in den dritten Himmel entzückt war; dann hat sie einen Prozeß mit dem Director gehabt, von dem ganz Paris drei Tage lang, eine wahre Ewigkeit für solche Dinge, gesprochen hat; hierauf ist ihr Zimmer von einer Armee von Leuten belagert worden, die nicht wissen, was sie mit ihren fünfzig- bis hunderttausend Francs anfangen sollen.

Genug, sie ist eine jener Personen, die alle Fähigkeiten besitzt, um leichtsinnigen und heißblütigen Männern

die Köpfe zu verdrehen. Ihre Schwindeleien, ihre Leidenschaften, ihre Thorheiten übersteigen alle Begriffe. Ihre Caprice ist beweglich, wie ein Fischschwanz, und verleitet sie von einer Extravaganz zur anderen. Sie hat zwei Männer geheirathet; sie hat eine Revolution veranlaßt; sie hat Welttheile von sich reden gemacht; ihretwegen sind Wettrennen in Chantilly und Epsom gehalten worden; sie hat Hunderttausende zum Fenster hinausgeworfen und hat ihren Shawl auf dem Leihhause versetzt, um nicht zu verhungern; sie hat Fürsten zu ihren Füßen gesehen und hat einen Sergeanten in der Ave-Maria-Caserne besucht.

Trau't ihr nicht, weder im Scherz noch im Ernst; wenn sie weint, ist sie im Stande euch die Seele zu entlocken. Und wenn sie bei alle dem nur noch schön wäre! — aber sie ist nur piquant; sie bemächtigt sich Eurer wie die Sonne, sie braucht Euch gar nicht einmal anzusehen; das kleinste Wörtchen, das sie Euch hinwirft, wird zum Angelhaken, an dem ihr hängen bleibt und vergebens zappelt, um wieder loszukommen; sie schnürt Euch die Kehle zu, sie benimmt Euch den Athem. Und womit bewirkt sie solche Wunder? was hat sie gethan, gesagt? Sie weiß es selbst nicht. La Bruyère war ein großer Menschenkenner; aber Georgina IV. hat er doch nicht gekannt!

Und warum heißt sie Georgina IV.? Seien wir discret, nicht gegen sie, aber gegen große Herren. Ihre Geschichte wartet noch auf ein außerordentliches Talent, das befähigt ist, sie zu erzählen.

— — — — — — — — — — —

Eine Excentricität anderer Art ist jene Dame dort, von etwa vierzig Jahren, der man überall auszuweichen scheint, und die mit der bescheidenen Haltung einer Bittenden von einer Bank zur anderen geht. Sie heißt Madame Flachat, schlechtweg; aber sie ist eine geborene d'Argensolles, Wittwe aus erster Ehe mit dem Marquis Guilpin de Jouesne, und zum zweiten Male vom Baron Lenfant, Ex-Intendanten der Civilliste, der ihr ein colossales Vermögen hintertieß. Ein Jahr nach dem Tode ihres zweiten Mannes hatte sie sich zum dritten Male verheirathet, und zwar mit einem ihrer Leute, Namens Jean Flachat, aus Annecy in Savoyen gebürtig. Dergleichen scandalöse Ehebündnisse sind zwar in Paris nicht so häufig, als in der Entlegenheit der Provinz, auf dem Lande, wo sie sich besser vergraben können, aber sie kommen doch auch vor, zum großen Aergerniß des Fauburg Saint-Germain.

Die Geschichte der Madame Flachat bildet ein Seitenstück zu der der Frau Marquise Ebenholz von Champ-Lagarde. Diese war eine Sklavin und heirathete ihren Herrn; jene war eine vornehme Dame, und hat sich nicht gescheut, ihren wunderschönen Jäger zu sich zu erheben. Allein sobald Herr Jean Flachat einmal die oberste Sprosse der Glücksleiter erreicht hatte, ging es ihm, wie so manchem Glückspilze: der Kopf ward ihm schwindlich. So ehrerbietig und unterthänig er war, als er noch in der grün und goldenen Livree hinten auf die Kutsche der Frau Baronin Lenfant kletterte, so grob und

unverschämt ist er geworden, seitdem er im Inneren derselben Platz genommen und seine bespornten Stiefeln auf den Rücksitz legt. Ehemals versteckte er sich hinter eine Schrankthüre, um heimlich ein Gläschen Alicante zu trinken; jetzt scheint er danach zu streben, sich nur im betrunkenen Zustande zu zeigen, und wenn seine Frau ihm nur im mindesten eine Vorstellung zu machen wagt, so prügelt er sie. Seitdem er erfahren, daß die Baronin ehemals Milchbäder genommen hat, ist er auf den Einfall gekommen, Rataflabäder zu nehmen, — zu seiner Stärkung, wie er sagt, obgleich man ihn jedesmal todtbetrunken aus dem Bade hebt.

Die unglückliche Frau, die ihre Existenz an eine so beschimpfende Kette geschmiedet, strengt sich in diesem Augenblicke auf jede mögliche Weise an, um sie zu zersprengen; die Freimaurerei, müde, die ewigen Beschwerden und Klageschriften zu lesen, womit sie dieselbe in einer zu absolut persönlichen Angelegenheit bestürmt, hat ihr versprochen, eine Aufhebung der Gütergemeinschaft zwischen ihr und Herrn Flachat durchzusetzen.

Einstweilen hat man ihn in eine andere Wohnung untergebracht, wo er auf das Schärfste bewacht wird, und wenn er zuweilen trunken und taumelnd, einen Stock in der Hand, in das Hôtel Lenfant zurückzukehren versucht, wird er jedesmal von irgend einem bestellten Saufbrüderchen abgefangen, in ein Weinhaus geschleppt und ihm dort noch so lange zugetrunken, bis er besinnungslos unter dem Tische liegt.

— — — — — — — — — — —

Lassen wir es bei dieser kleinen Portrait-Galerie der piquantesten Mitglieder des weiblichen Freimaurer-Ordens bewenden.

Es war jetzt zehn Uhr geworden und die Zahl der anwesenden Frauen hatte sich bis auf zweihundert vermehrt.

Es war dies die zur feierlichen Aufnahme von Amelie Beyle anberaumte Stunde.

Die Loge ward eröffnet.

# V.

## Die Aufnahme.

Auf das Schwirren und Summen der verschiedenen einzelnen Plaudergruppen war das tiefste Schweigen gefolgt; jede der Ordensschwestern hatte den ihr gehörigen Platz eingenommen.

Die Marquise von Pressigny, die wir nunmehr mit ihrem Titel als Großmeisterin bezeichnen müssen, saß unter dem Baldachin mit gewundenen Säulen. Als Abzeichen ihrer Würde trug sie ein hellblaues Moiréeband um den Hals, an welchem eine kleine goldene Kelle hing.

Die Ceremonien und Gebräuche, die wir unseren Lesern vorführen werden, sind noch dieselben wie im siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderte. Es ist schon früher erwähnt worden, daß die Freimaurerei der Frauen ihre Ceremonien und Prüfungen zum größten Theile der männlichen Freimaurerei entlehnt habe. Ja, vor etwa siebzig bis achtzig Jahren soll sogar eine Verschmelzung der beiden Orden versucht, und zum Theil ausgeführt worden

sein, unter der doppelten Präsidentschaft der Vicekönigin von Neapel und Sr. Hoheit des Herzog's von Chartres, Großmeisters aller Logen.

Wir sind weit entfernt, uns in eine ausführliche Abhandlung dieser Ceremonien und Gebräuche einzulassen, die, wenn sie auch nicht durchaus der Lächerlichkeit entgehen können, sich dennoch schon durch die Tradition ihres Alters, das sich in die nebelhafteste Vorzeit verliert, im Ganzen eine gewisse Achtung erworben haben. Die geheimnißvollen Spuren einer Fabel, die theilweise sogar aus den Materialien der Bibel zusammengesetzt ist, diese architektonischen Regeln und Glaubenssätze, dieses gewaltsame Hinstreben nach einer zuweilen düsteren Poesie, dieses Grundprincip der Brüderlichkeit und Gleichheit, welches die verschiedensten Individuen, so zu sagen, wieder an die Wiege der Menschheit zurückführt, entbehrt in der That nicht einer gewissen Großartigkeit. Der Gedanke, der diese veralteten Formen überdauert hat, steht übrigens noch hoch und lebenskräftig genug da, um dem Spotte Trotz zu bieten.

Die Großmeisterin ließ ihre Blicke erst über die ganze Versammlung hinschweifen, bis sie endlich auf ihrer nächsten Umgebung haften blieben.

Zu ihrer Rechten befanden sich die Schwestern Hüterinnen, die Schwestern Schatzmeisterinnen und die Schwestern Hospitalierinnen.

Zu ihrer Linken die Schwestern Officialinnen, die Schwestern Sprecherinnen und die Schwestern Führerinnen.

Unter den Letzteren befand sich auch Marianna.

Die Großmeisterin schlug mit einem goldenen Hammer fünfmal auf den Altar.

Auf dies Zeichen trat eine der Schwestern Officialinnen einige Schritte vor.

„Welche Stunde ist es?" frug die Großmeisterin.

„Die Stunde des Sonnenaufganges."

„Was bedeutet diese Stunde?"

„Es ist die, zu welcher Moses in das Tabernakel des Bundes trat."

„Da wir hier versammelt sind, um ihn nachzuahmen, so benachrichtiget unsere geliebten Schwestern, sowohl auf der europäischen, wie auf der afrikanischen und amerikanischen Seite, daß die Loge eröffnet ist."

Die Schwester Officialin schlug fünfmal in ihre Hände.

Ein Geräusch ließ sich an der Eingangsthüre vernehmen.

Wieder sprach die Großmeisterin:

„Wer ist draußen? Wenn es eine Uneingeweihte ist, so weis't sie hinweg."

„Es ist eine nach dem Lichte der Weisheit Strebende, welche in den Schwesterbund der Freimaurerinnen aufgenommen zu werden wünscht," antwortete die Schwester Hüterin.

„Weißt Du, ob sie alle erforderlichen Eigenschaften hat?"

„Alle."

„Gesegnet sei dann unsere Arbeit, da wir im Begriffe stehen, unserem Bunde eine Stütze mehr zu geben! Eine der Schwestern Führerinnen geleite die Aspirantin vor uns."

Marianna trennte sich von der Gruppe, in der sie bis jetzt halb verborgen gestanden hatte, und schritt an die Eingangsthüre.

Amelie trat ein, ganz weiß gekleidet, mit einer Binde über den Augen, bloßen Füßen und gebundenen Händen.

Bei ihrem Eintritte waren alle Logenschwestern von ihren Stufensitzen herabgestiegen und hatten sich in zwei Reihen aufgestellt.

Marianna führte Amelien erst fünfmal um den Altar herum und stellte sie dann der Großmeisterin gegenüber.

„Welch' ein Beweggrund führt Dich her?" frug die Großmeisterin.

„Der Wunsch, in den Bund aufgenommen zu werden."

„Haben Neugierde und Leichtsinn irgend einen Antheil an diesem Wunsche?"

„Keinen, ich betheuere es!"

„Weißt Du, welches die Pflichten einer Freimaurerin sind?"

„Ihre Pflichten sind, ihre Schwestern zu lieben, ihnen nach Kräften nützlich und behülflich zu sein, und sich in der Ausübung aller ihrer Tugenden zu unterrichten."

„Du sagst noch nicht Alles," erwiderte die Großmei-

sterin; „ein Hauptzweck der Freimaurerei ist das Bestreben, das menschliche Geschlecht so vollkommen zu machen, als es vollkommen werden kann. Indem wir uns über alle Vorurtheile erheben, sind wir nur darauf bedacht, uns der allgemeinen Dankbarkeit würdig zu machen. Die Verpflichtungen, welche Du einzugehen im Begriffe stehst, werden Dich in Deinen Ideen von den Pflichten gegen die Menschheit, die Religion und den Staat noch mehr befestigen. Allein trotz des Vertrauens und der Achtung, welche Du mir einflößest, ist es dennoch unerläßlich, daß ich die Loge erst befrage; ich bin nur die Erste unter meinesgleichen."

Und sich zur Versammlung wendend, fuhr sie fort:

„Ist eine unter Euch, meine geliebten Schwestern, welche sich der Aufnahme dieser Aspirantin widersetzen zu müssen meint?"

Es erhob sich keine Stimme.

„So löset die Bande von ihren Händen, — um in unseren Orden einzutreten, muß man frei sein."

Marianna zerschnitt die Schnüre um Amelions Hände.

„Nehmt auch diese Binde, das Symbol des blinden Vertrauens, von ihren Augen, denn wer in unseren Orden tritt, darf das Licht der Wahrheit nicht scheuen."

Die Binde ward weggenommen, und Alle konnten die reizenden Züge der jungen Frau bewundern, die sehr bewegt schien.

„Tritt näher zu mir," sprach die Großmeisterin weiter, „und beantworte meine Fragen."

„Ich bin bereit.“

„Nachdem Du aus dem Garten Eden's verbannt worden wareſt, wie konnteſt Du bis in den Tempel dringen?“

„Durch die Arche Noah's, dieſe erſte Gnade, welche der Himmel der Welt gewährte.“

„Welcher Vogel flog zu erſt aus der Arche“

„Der Rabe, der nicht zurück kam.“

„Welches war der Zweite?“

„Die Taube, welche das Unterpfand des Friedens brachte, das heißt, den Oelzweig.“

„Als was dürfen wir demnach die Arche Noah's betrachten?“

„Als die erſte Freimaurerloge.“

„Und welches war die zweite und die dritte?“

„Der Thurm zu Babel, das Denkmal des Stolzes und des Wahnſinns, woran ſie erfuhren, daß ſie alle gleich waren, und der Tempel von Jeruſalem, dieſe vollkommenſte aller Logen.“

„Was ſtellt die Großmeiſterin vor?“

„Sephora, das Weib des Moſes.“

„Was ſtellen die Schweſtern Aufſeherinnen und die Schweſtern Schatzmeiſterinnen vor?“

„Die Schweſtern Moſes' und das Weib Aaron's.“

„Welche Lehre giebt uns die Geſchichte von Loth's Weibe, die in eine Salzſäule verwandelt wurde?“

„Die Unterwerfung.“

„Gieb mir das Paſſwort.“

„Beth-araba.“

„Was heißt das?"

„Haus des Durchganges."

„Und das Wort der Meisterschaft."

„Avoth-Jaïr."

„Was heißt das?"

„Strahlendes Licht."

„Welches ist das Erkennungszeichen?"

„Wenn ich die linke Hand auf die Brust lege, und den Daumen der rechten Hand an das linke Ohr bringe, indem die anderen Finger geschlossen bleiben."

„So knie nieder."

Amelie gehorchte.

Die Großmeisterin ergriff die silberne Kelle, tauchte sie in das Maurerfäßchen und strich fünfmal damit über die Lippen der Aspirantin.

„Dieses ist das Siegel der Verschwiegenheit, das ich Dir aufdrücke," sprach sie.

Die Aspirantin blieb immer noch auf den Knien.

„Erhebe Deine Augen," fuhr die Großmeisterin fort; „was erblicken sie?"

„Den Friedensbogen, den der Herr dem Noah erscheinen ließ."

„Was bedeutet er?"

„Die Harmonie der Gefühle, welche unter den Schwestern der Freimaurerei herrschen soll."

„Senke nun Deine Blicke; was stehst Du auf dem Teppiche, der unter Dir ist?"

„Die vier Welttheile."

„Was bedeuten ſie?“

„Daß die Macht des Ordens ſich über die ganze Erde ausbreiten ſolle.“

„Willſt Du eine muthige und treuergebene Schweſter ſein?“

„Ich will es ſein.“

„So erhebe Dich, es bleibt Dir nun nichts mehr, als den Eid zu leiſten, den ich Dir vorſprechen werde.“

„Einen Eid?“ murmelte Amelie.

„Hat dieſes Wort etwas ſo Schreckliches für Dich an ſich?“ frug die Großmeiſterin erſtaunt.

„Nein,“ antwortete Amelie plötzlich wieder feſt und ruhig.

Sie hatte zufällig Marianna's Blick begegnet, der forſchend auf ſie gerichtet war.

„So halte Deine Hand über den Feueraltar, oder den Altar der Wahrheit, und wiederhole meine Worte.“

Das war der Augenblick, wo eben Marianna Amelien erwartet hatte. Seit einer Viertelſtunde hatte ſie keinen Blick von ihr gewendet; ſie hatte ihre Bläſſe bemerkt, ihr convulſiviſches Zittern, das Beben ihrer Stimme, und aus dieſen Symptomen ein beunruhigtes Gewiſſen erkannt. Sie ſchloß daraus, daß ihre Machinationen von glücklichem Erfolge gekrönt worden waren und daß Amelie, von Philipp belauſcht, von dieſem gezwungen worden war, ihm das Geheimniß der Freimaurerei der Frauen zu entdecken.

Worauf konnte aber Marianna zählen, um ihre Ne-

benbuhlerin zum Geständniß ihres im Voraus schon begangenen Verrathes zu vermögen? War es dieser mystische Apparat, der Schein von Inquisition, die Feierlichkeit des Versprechens, die sie im Begriffe war, abzulegen.

Etwas von alle Dem war es allerdings, aber vorzüglich rechnete sie auf den Seelenadel und den Freimuth Ameliens. Sie hoffte, daß ihr Stolz und ihr Ehrgefühl sich bei dem Gedanken an einen solchen Betrug empören, daß sie von dem Altare zurücktreten würde, nach welchem sie bereits die Hand ausstreckte.

Darum hatte Marianna mit Ungeduld auf den Augenblick der Eidesleistung geharrt.

Langsam und feierlich begann nun die Großmeisterin die Eidesformel zu sprechen, die Amelie eben so wiederholte:

„Im Angesicht des großen Baumeisters des Weltalls, —

„In Gegenwart dieser erhabenen Versammlung, —

„Schwöre und gelobe ich hier auf den Altar der Wahrheit, —

„Mein Leben den weisen und tugendhaften Lehren der Freimaurerei der Frauen zu widmen, —

„Aus allen meinen Kräften zur Ausbreitung ihrer Herrschaft über die Welt beizutragen, —

„Die Befehle des Ordens blindlings, pünktlich und ohne Säumen auszuführen, —

„Den Orden von Allem in Kenntniß zu setzen, was ihm irgend nützlich oder schädlich sein könnte, —

„Ich schwöre und gelobe ferner alle Geheimnisse der Freimaurerei treu und verschwiegen zu bewahren, —

„Niemand, wem es auch sei, weder meinem Vater noch meiner Mutter, weder meinem Gatten, —

Amelie wankte und mußte sich an einer Ecke des Altars festhalten, eine flüchtige Bläße flog über ihr Gesicht; aber es war eben nur ein Moment, den selbst Marianna kaum gewahrte, und der das Nachsprechen der Eidesformel nicht einmal unterbrach.

„Noch meinen Kindern, noch meinen Geschwistern, noch meinen Anverwandten, noch meinen Freunden und Bekannten, die Geheimnisse des Ordens zu entdecken, —

„Mich mit Niemand zu verbinden, oder auch nur Umgang zu pflegen mit Denen, über welche von unserem Ordensgerichte das Urtheil gesprochen worden ist, sie nicht von der Gefahr zu benachrichtigen, die ihnen drohet, sie ihrer gerechten Strafe weder aus Liebe, noch um der Bande der Verwandtschaft oder der Freundschaft willen, eben so wenig um Gold, Silber, Edelsteine, irdischer Güter und Ehren, zu entziehen —

„Dies Alles schwöre und gelobe ich hier feierlich, bei Strafe der Entehrung und allgemeinen Verachtung, auf die Gefahr hin, vom Schwerte des Todesengels getroffen zu werden und auf mich und die Meinen bis in's dritte und vierte Glied die furchtbare Strafe des Meineides herabzuziehen!“

Nicht ohne noch einige Male zu stocken und zu wanken hatte Amelie die schreckliche Eidesformel nachgesprochen.

Marianna war in athemloser Spannung.

Sie stand auf dem Punkte, alle ihre Hoffnungen scheitern zu sehen.

Wo hatte Amelie so viel Muth und Entschlossenheit hergenommen? Wie war es nur möglich, daß sie bei ihrer strengen und gottesfürchtigen Erziehung nicht vor dem bloßen Gedanken eines falschen Eides zurückschauderte?

Und doch war es sehr einfach und Marianna hätte sich ihr Staunen sparen können.

Nach dem Opfer, das Amelie Philipp bereits gebracht hatte, war sie eines jeden anderen fähig. Amelie war ja nur in den weiblichen Freimaurerorden getreten, um Philipp vor Marianna's Rache zu schützen (denn die Marquise von Presfigny hatte ihr alles mitgetheilt, was ihr zu wissen nöthig war); konnte sie da noch im Mindesten zaudern, die Freimaurerei zu verrathen, sobald es sich um das Heil ihres Gatten handelte?

Und dann, was sie ganz besonders in diesem Kampfe zwischen ihrer Ehrenhaftigkeit und ihrer Liebe aufrecht erhielt, und sie doch mehr wie alles Andere hätte einschüchtern sollen, das war eben jener forschende, finstere, unverwandt auf sie gerichtete Blick — der furchtbare Blick Marianna's.

Unter dem Einflusse dieses Blickes, hinter welchem der Verdacht lauerte, fühlte Amelie sich alles empören, was sie von Stolz, Entrüstung und Verachtung in sich trug. Der Anblick dieses Weibes, das so frech war, ihr offen das Leben ihres Gatten streitig zu machen, nachdem

es sich vergebens bemühet hatte, ihr sein Herz streitig zu machen, verlieh ihr eine noch nie gekannte Energie und schützte sie vor ihrer eigenen Schwäche.

Die Hauptformalitäten der Aufnahme waren fast alle erfüllt.

Die Großmeisterin wendete sich nunmehr noch einmal mit der Frage an die Versammlung:

„Begehrt noch eine von Euch, meine Schwestern, nach dem Paragraphen unserer Statuten, daß der Eingeweihten nun auch noch eine zweite, strengere Eidesformel auferlegt werde?"

Marianna trat zwei Schritte vor und rief mit fester Stimme:

„Ich!"

Ein leises Murmeln lief durch die Versammlung.

Selbst die Großmeisterin erbleichte, trotz ihres bis jetzt glücklich bewahrten Gleichmuthes.

„Welchen Eid begehrt unsere Schwester Führerin?" frug sie.

„Den Eid auf das Evangelium," antwortete Marianna kalt und fest, ohne den Blick von Amelie zu verwenden."

„Auf das Evangelium, flüsterte diese schaudernd.

„Man bringe das Evangelienbuch her, auf daß geschehe, was unsere Schwester Führerin begehrt," wendete sich die Großmeisterin an eine der Officialen.

Die Zwischenzeit, während man das Evangelium herzuholte, ward durch eine ungewöhnliche Aufregung ausgefüllt.

„Man tadelte allgemein Marianna's Benehmen; man kannte ihren Haß gegen Philipp Beyle, und man betrübte sich, zu sehen, wie sie diesen Haß sogar auf eine in den Orden aufgenommene, und zudem noch der Großmeisterin so nahe stehende Person ausdehnte.

Die Großmeisterin ihrerseits empfand nur eine unbestimmte Unruhe; sie wußte Ameliens Vergehen nicht, sie hatte nicht die entfernteste Ahnung davon; sie schrieb ihr Zaudern nur auf Rechnung ihrer großen Jugend, ihrer Schüchternheit, und erblickte in Marianna's Begehren die letzte Kundgebung einer Rache, deren Hülfsmittel vollständig erschöpft sind.

Das heilige Buch ward gebracht und aufgeschlagen auf einen zweiten Altar, neben dem Feueraltar, gelegt.

Diese Probe mußte, nach Marianna's Meinung, eine entscheidende sein.

Würde Amelie, die fromme Tochter, die christliche Gattin, das Monument ihres Glaubens durch einen falschen Eid entheiligen? Würden ihre reinen, schüchternen Lippen es wagen, eine gotteslästernde Lüge auszusprechen?

Aber auch Ameliens Herz ward von diesem furchtbaren Gedanken ergriffen und zum Stillestehen gebracht.

Es flimmerte ihr vor den Augen, und kaum hörte sie die Stimme der Großmeisterin, die ihr befahl, die Hand auf das Evangelienbuch zu legen:

„Schwörst Du auf das heilige Evangelium, den Gesetzen der Freimaurerei den unverbrüchlichsten Gehorsam zu leisten?

„Ich schwöre es," sprach Amelie kaum hörbar.

„Schwörst Du, nie deren Grundsätze und Lehren zu verrathen, niemals ihre Geheimnisse zu entdecken?"

Eine Wolke stieg von Ameliens Augen auf, sie hatte eine Vision, sie sah Philipp sterbend, von Marianna getödtet, — ihr ihren Treubruch gegen ihn vorwerfend.

„Ich schwöre es!" sprach sie mit fester Stimme.

Marianna vermochte kaum einen Schrei der Wuth zu unterdrücken; sie ließ den Kopf auf ihre Brust sinken und murmelte dumpf vor sich hin:

„Wie sie ihn liebt!"

Die letzte Anstrengung hatte Ameliens Kräfte erschöpft; sie versuchte es, sich an dem Altare anzuklammern, sank aber ohnmächtig in die Arme der beiden Officialen.

Zum Glück war die Aufnahmefeierlichkeit, bis auf eine kleine Ceremonie, zu Ende.

Die Ordensregel schrieb vor, daß keine Loge geschlossen werden dürfe, ohne vorher noch eine Sammlung für die Armen zu machen. Demgemäß ging jede der Schwestern Schatzmeisterinnen durch einen der vier Welttheile — das heißt, durch eine Abtheilung des Saales, — und jede Schwester spendete eine ihren Vermögensumständen angemessene Opfergabe.

— — — — — — — — — — —

Am anderen Morgen befand sich Amelie trotz ihrer Niedergeschlagenheit schon zeitig an der Toilette, unter den Händen ihrer Kammerfrau. Sie erwartete Philipp's

Heimkunft zum Frühstück, dessen Gegenwart ihr Gewissen beschwichtigen und die Erinnerunngen an die verwichene Nacht aus ihrem Gesichte verbannen sollte.

Philipp hatte hinterlassen, daß er nur einen ganz kurzen Morgenspazieritt machen und sehr bald heimkehren würde.

Aber die Zeit des Frühstücks war bereits vorüber, und Philipp kam immer noch nicht.

Amelie hatte sich eben ein anderes Kleid von hellerer Farbe anlegen lassen, das, wie die Kammerfrau sagte, noch viel mehr den Ausdruck ihrer schmachtenden Physiognomie hervorhebe, als ein fremder Bedienter bei ihr gemeldet ward, der durchaus mit ihr selbst zu sprechen verlange.

Sie ließ ihn eintreten.

Es war ein schmucker Lakay mit weißer Cravatte und weißen Handschuhen.

„Was wollen Sie von mir?" frug ihn Amelie.

„Madame entsinnen sich meiner nicht mehr?"

„Ihre Livré ist mir nicht unbekannt."

„Ich habe die Ehre in Diensten Sr. Exellenz, des Herrn Ministers der auswärtigen Angelegenheiten zu stehen."

„Ach!" rief Amelie, „Sie sind von meinem Gemahle an mich gesendet?"

„Nun — ja, allerdings," antwortete der Lakay mit verlegener Miene und die Tresse seines Hutes betrachtend.

Amelie ward stutzig.

„Was haben Sie mir zu sagen?“

„Madame erlauben mir —“

„Ich warte!“

„Ich bitte Madame vor allen Dingen, sich nicht zu beunruhigen.“

„Worüber? Was ist ihm geschehen?“

„Herr Philipp Beyle hat das Unglück gehabt, mit dem Pferde zu stürzen,“ sagte der Lakay langsam.

„Gott im Himmel!“

„Aber Madame dürfen durchaus nicht in Sorge darüber sein; es ist nichts — oder so gut wie nichts — Herr Beyle hat sich kaum verwundet.“

„Aber wo ist er?“ frug Amelie zitternd.

„In Boulainvilliers.“

„In Boulainvilliers?“

„Ja, Madame; in dem Landhause Sr. Exellenz, wohin man ihn geschafft, kaum einen Büchsenschuß weit von Auteuil. Die Sache hat sich auf folgende Weise zugetragen. Als Herr Beyle diesen Morgen in das Ministerhôtel kam, fand er eine Einladung Sr. Exellenz vor, zu ihm auf's Land zu kommen. Herr Beyle hat sich natürlich beeilt, der Einladung Folge zu leisten und sich ein Pferd Sr. Exellenz satteln lassen. Unterwegs ist das Pferd vor einem mit Eisenstangen beladenen Wagen scheu geworden. Herr Beyle hat es strafen wollen, es ist durchgegangen, gestürzt, und man hat Herrn Beyle in einem Wagen nach dem Landhause Sr. Exellenz schaffen müssen. Herr Beyle hat mich vor allen Dingen

hierher geschickt, damit Madame sich nicht beunruhigen mögten."

„Und ist er verwundet?"

„Wie gesagt, Madame, es ist kaum eine Verwundung zu nennen — nur eine Verrenkung."

„Gleichviel, ich muß ihn sehen!" rief Amelie in höchster Aufregung.

„Nichts ist leichter, wie das," beeilte sich der Lakey zu antworten, „und für den Fall, daß Madame die mindeste Besorgniß oder Zweifel über Herrn Beyle's Verpflegung hegen sollten, bin ich von Sr. Exellenz beauftragt, Madame nach Boulainvilliers zu geleiten. Ich habe zu diesem Zwecke gleich einen Wagen des Herrn Ministers nehmen müssen, der unten hält."

„Therese! — — Meinen Hut, meinen Shawl!"

„Madame wollen ausgehen?"

„Augenblicklich; ich gehe nach Boulainvilliers — So gieb doch!"

„Hier Madame."

In weniger als einer Minute war Amelie bereit.

„Wünschen Madame, daß ich Sie begleite?"

Bei dieser Frage der Kammerfrau machte der weißcravattirte Lakay eine stutzende Geberde, die den beiden Frauen entging.

„Nein," antwortete Amelie, nachdem sie einen Moment nachgedacht.

„Werden Madame bald zurückkommen?"

„Ich weiß es nicht, ich gehe zu meinem Manne."

Therese verneigte sich gehorchend, aber etwas verwundert.

Im nächsten Augenblicke saß Amelie im Wagen, mit dem Lakay auf dem Kutschbock, und fuhr so rasch in der Richtung nach dem Dorfe Boulainvilliers dahin, als die Pferde laufen konnten. — — —

Während dem ging Philipp Beyle, der keine Ahnung von der Geschichte seines Pferdesturzes hatte, Arm in Arm mit dem Grafen d'Ingrande auf dem Boulevard spazieren.

Die beiden Herren traten in das Café Anglais, um da zu frühstücken.

Diese kleine Extratour, zu welcher der Graf seinen Schwiegersohn eingeladen, hatte für Beide den Reiz einer Junggesellenmahlzeit. Wie kommt es, daß dergleichen kleine Zerstreuungen einen so besonderen Reiz für Ehemänner haben, selbst wenn deren eigener glänzender Hausstand ihnen unbedingt mehr Annehmlichkeit gewährt, als ein Frühstück in einem Kaffeehause? — Die modernen Epikuräer, die in Politik, Industrie, Familienleben, den schönen Künsten und Lustpartien gleich bewandert sind, mögen diese Frage beantworten.

# IV.

## Die Falle.

Auf ein Diner im Café-Anglais muß jedesmal ein Besuch in dieser oder jener Theaterloge und eine Tour in den Klub folgen; das ist nun einmal ein unerläßliches Gesetz der Fashion; das Warum gehört mit in die Kathegorie der vorigen Frage.

Der Graf d'Ingrande und Philipp Beyle waren zu gut im Codex der eleganten Welt bewandert, um gegen dieses Gesetz zu sündigen.

Gegen elf Uhr traten sie in den Klub, mit der Absicht, nur einige Minuten zu bleiben, nur so lange, als man braucht, ein Dutzend Hände zu schütteln, die Handschuhe auszuziehen und wieder anzuziehen; wie man sieht, ein sehr unschuldiges Vergnügen.

Der Zufall, der gewöhnlich da am naseweisesten ist, wo er am besten thäte, wegzubleiben, führte sie in ein Zimmer, wo gespielt wurde. Wer kann für den Zufall?

Sie nahmen an einem Spieltische Platz, um den die verschiedensten Persönlichkeiten gruppirt waren: Männer

von ausgezeichnetster Intelligenz neben kurzweiligen Gecken, die weiter nichts verstehen, als die Kunst, mit nichtssagendem Lächeln ihr Vermögen zu verspielen, dann ganz ruhig eine letzte Cigarre sich anzuzünden und eine Kugel durch den Kopf zu jagen.

Philipp Beyle und der Graf d'Ingrande hatten sich kaum niedergelassen, als sich folgendes Gespräch zwischen einer neu eingetretenen blonden Frisur und einem schon dagewesenen Vollbarte entspann:

„Wirst Du denn niemals pünktlich werden, Becheux?" frug der Vollbart.

„Colombin, langweile mich nicht mit Vorwürfen; ich kenne meine Fehler," erwiederte die Frisur.

„Du solltest mich zwischen sechs und sieben Uhr bei Tortoni abholen."

„Wahr."

„Jetzt ist es elf vorüber."

„Erzwahr."

„Nun also? —. Du wirst wenigstens zugeben müssen, daß das nicht angenehm ist," sagte der Vollbart erstaunt.

„Mehr noch; ich behaupte sogar, daß es sehr unangenehm ist; aber es giebt mildernde Umstände, und ich verlange, sie plaidiren zu dürfen."

„Was Teufel! Du plaidirst also, Becheux?" rief ein Spieler, ohne sich umzudrehen.

„Ich könnte plaidiren, wenn ich sonst wollte," ant-

wortete Becheux, etwas beleidigt durch diese Frage; „ich bin in die Advokatenliste eingetragen."

„Becheux ein Advokat!" murmelten Mehrere, von den Karten aufsehend.

„Ja, meine Herren!" erwiderte er, sich in die Brust werfend und mit dem Lorgnon spielend.

„Charmant!"

„Unerhört!"

„Entzückend!"

„Zum Todtlachen!"

Und ein entschiedenes Gelächter folgte auf diese verschiedenen ironischen Ausrufungen.

Becheux ward feuerroth; er versuchte zu lächeln, aber er brachte es nicht zu Wege.

„Nun, laß hören!" rief Colombin, der Mitleid mit ihm hatte; „rücke heraus mit Deinen mildernden Umständen."

„Läßt Du den Fall angewendeter Gewalt gelten?" frug Becheux.

„Je nachdem es kommt!"

„Zum Beispiel, Einsperrung?"

„Was alle Tausend! man hat Dich eingesperrt, Becheux?"

„Du wirst gleich hören."

„Aufgepaßt! Meister Becheux wird plaidiren!" rief der Spieler von vorhin.

„Ich kam gegen drei Uhr aus dem Boulogner Hölzchen zurück; ich erkannte also, daß ich noch viel Zeit vor

mir hatte, um gegen sechs bei Tortoni zu sein. Das Wetter war wundervoll."

„Die Luft himmlisch —" rief Einer.

„Die Vögelein zwitscherten wie die Engelein —!" ein Anderer.

„Oh — meine Herren — meine Herren!" überschrie sie Becheux; „unterbrechen Sie mich doch nicht immer!"

„Stille! Ruhe! Becheux plaidirt!"

„Fahre fort, Becheux," sagte Colombin.

„Ich ritt die Valentine — Sie kennen meine Valentine?"

„Nein — nein — aber gleichviel!"

„Ich hatte sie in Trab gesetzt — Valentine trabt himmlisch — wie eine Puppe! — Gedankenlos ritt ich dahin —

— — — — Die schlaffen Zügel
Nachlässig meinem Pferde überlassend!"

„Es war auf dem Grenzwege zwischen Auteuil und Boulainvilliers; da fiel mir mein Rendezvous mit Colombin wieder ein. Colombin erwartet mich, sagte ich mir, und Colombin darf ich nicht warten lassen. Ein Rendezvous ist eine heilige Sache. Pünktlichkeit ist die größte Höflichkeit der Könige."

„Daß Dich die Pest! Das ist ja ein förmlicher Monolog!"

„Alle fünf Minuten sah ich auf meine Uhr — übrigens ein Meisterstück von einer Uhr — Haben Sie meine Uhr gesehen, meine Herren?"

Allgemeines Stillschweigen.

„Plötzlich —"

„Aha! endlich kommt das Interessante!" murmelte einer der Zuhörer.

„Plötzlich sehe ich den Pavillon vor mir, den sich der arme Porqueval hatte bauen lassen, mein intimer Freund, der Baron von Porqueval, der kürzlich gestorben ist — Sie wissen, Porqueval?"

„Weiter," rief Colombin.

„Alle Fenster waren dicht verschlossen, die Thüre aber stand offen, — gewöhnlich findet man es umgekehrt. — Der Pavillon wird wahrscheinlich zu verkaufen sein, denke ich mir — eins, zwei, herunter vom Pferde, und werfe den Zügel Toby zu — Sie kennen meinen Toby, den himmlischen Groom — He?"

„Ja doch, ja, nur weiter!"

„Also, ich bin vom Pferde gesprungen; ich trete ein, und ich sage zu mir selbst: Sieh, sieh, das ist gar nicht so übel, warum sollte ich es nicht kaufen? Abgemacht, sage ich, ich kaufe es! Ich werde mit meinem Freunde Colombin hier eine Villeggiatura halten — mit meinem lieben Freunde Colombin —"

„Danke."

„Genug, das Kurze und das Lange von der Geschichte ist: Becheux hat den Pavillon des verstorbenen Porqueval gekauft!" sagte ein Mitglied des Klubs.

„Nicht doch, nicht doch!" rief Becheux; ich muß nochmals bitten, mich nicht so oft zu unterbrechen, denn



Bayerische Staatsbibliothek München

jetzt kommt das Intereſſanteſte; und ich erlaube mir, Sie um ein aufmerkſames Gehör zu bitten."

„Meine Herren!" rief wieder ein Anderer, „kein Zweifel mehr, daß Becheux Advokat iſt; ich erkenne es an dieſer Formel!"

„Becheux, Sie haben ſich unſere ganze Aufmerkſamkeit erworben; rechtfertigen Sie unſer Vertrauen und befleißigen Sie ſich etwas mehr der Kürze."

„Herr Gott, ja doch! aber wenn Sie mich ewig unterbrechen! Alſo: wie es ſich für einen gewiſſenhaften Käufer geziemt, mache ich erſt die Runde um das Grundſtück, ich durchwandele den Garten, aber ich begegne keiner Seele. Da der Keller unmittelbar unter dem Perron liegt, ſo will ich dieſen zuerſt exploriren, denn der Keller iſt einer der wichtigſten Hausräume. —"

„Meine Herren! Becheux macht Fortſchritte in der Kultur!"

„Stille doch!"

„Alſo, ich dringe in den Keller ein; ich ſehe einige Fäſſer von vielverſprechendem Anſehen, ich wundere mich, daß dieſe mit zum Hausinventarium zu gehören ſcheinen — da höre ich die Thüre zufallen und ein ſeltſames Geräuſch, als ob ein Riegel vorgeſchoben würde; ich eile an die Thüre — ich bin richtig eingeſperrt."

„Eingeſperrt?"

„Oho! das klingt wie Anna Radcliffe."

„Ich rufe, klopfe, Niemand antwortet; ich gucke durch

die Spalten der alten, eisenbeschlagenen Thüre, und erblicke — rathen Sie? was —"

„Meine Herren, Becheux ist nicht nur Advokat, er ist auch Romandichter; bemerken Sie, mit welcher Geschicklichkeit er seine Erzählung im interessanten Momente unterbricht, um unsere Spannung zu vermehren?"

„Verschonen Sie uns mit Langweiligkeiten, Becheux, und gehen Sie kurz heraus mit der Sprache; was erblickten Sie?"

„Ein Gespenst?"

„Oder einen Ritter in schwarzer Rüstung, mit geschlossenem Visir und blutrothem Helmbusche?"

„Oder gar einen feuerspeienden Lindwurm?"

„Nein, meine Herren, ich erblickte nichts von alle dem, sondern eine Frau, eine wunderschöne Frau, die ich augenblicklich wieder erkannte."

„Becheux auf Liebesabenteuern!"

„O Eitelkeit!"

„Sie Alle kennen sie, die ich erblickte, meine Herren."

„Wahrhaftig?" warf Philipp Beyle, der bis dahin mit überraschendem Glücke gespielt hatte, zerstreut hin.

„Und Sie mehr, wie irgend ein Anderer, Herr Beyle."

„Oho! oho!" rief es von allen Seiten.

„Mein lieber Becheux," sprach Colombin gravitätisch, wenn Du Dir absolut vorgenommen hast, indiscret zu sein, so vergrößere Dein Unrecht nicht noch dadurch, daß Du Dich allzulange besinnst."

Piquirt durch diese Bemerkung, fuhr Becheux fort:

„Allerdings kann ich nicht leugnen, daß der Zufall bei meiner Entdeckung eine große Rolle gespielt haben kann; nichtsdestoweniger ist sie ungemein wichtig. Es giebt wohl Keinen unter uns, der sich nicht seit einiger Zeit schon oft gefragt hat, und sich noch fragt: Was zum Teufel mag nur aus der Marianna geworden sein? Wo in aller Welt mag die sich versteckt haben?“

Bei Nennung von Marianna's Namen machte Philipp eine Bewegung der Ueberraschung; er faßte sich jedoch rasch wieder und fuhr anscheinend ruhig fort, zu spielen.

„Nun denn, meine Herren,“ sprach Becheux weiter „die Marianna ist in Boulainvilliers, wo sie geheimnißvoll und zurückgezogen den Pavillon meines armen Freundes Porquevalle bewohnt. Sobald ich sie erkannte, wünschte ich ihr einen höflichen Guten-Tag durch das Schlüsselloch; sie kam näher und befreite mich endlich aus meiner Kerkerhaft, indem sie mir die allerstrengste Verschwiegenheit anempfahl — und darum, meine Herren, konnte ich heute nicht zu der, von Colombin bestimmten Stunde bei Tortoni eintreffen.“

Becheux hatte seinen Vortrag geendet, trocknete sich den Schweiß von der Stirne und nahm mit selbstgefälliger Bescheidenheit die Beifallsäußerungen seiner Zuhörer hin.

Die unruhige, fast ängstliche Aufmerksamkeit, mit welcher Philipp Beyle der Erzählung zugehört, hatte ihn nicht behindert, eine ansehnliche Summe im Spiele zu gewinnen, und zwar eine so ansehnliche, daß er nicht schicklicherweise die Parthie verlassen konnte.

Demgemäß schrieb Philipp ein kleines Billetchen an Amelie, um sie zu benachrichtigen, daß eine sehr wichtige Arbeit ihn im Ministerium zurückhielt, und wahrscheinlich bis zum anderen Morgen zurückhalten würde.

Nachdem er das Billetchen expedirt, setzte er sich wieder an den Spieltisch.

Allein sehr bald wendete das Glück seine Gunst mit aller Unverschämtheit und Laune einer echten Courtisane einem anderen Anbeter zu; es sprang von Philipp auf Becheux über. Becheux übernahm Philipp's ganze Erbschaft, der, nachdem er das Glück noch einige Zeit hatte zwingen wollen, endlich außer seinem früheren Gewinn noch tausend Louisd'or verloren hatte.

Jetzt konnte er aufstehen.

Es war fünf Uhr Morgens.

Philipp Beyle übergab Becheux eine Visitenkarte, auf deren Rückseite er mit Bleistift geschrieben hatte:

„Gültig für tausend Louisd'or, die ich Herrn Becheux „heute Mittag auszahlen werde."

„Aber, mein Bester," sagte Becheux, der gern zeigen wollte, daß er feine Lebensart besitze, „ich kann nichts annehmen, als Ihr Wort. Behalten Sie Ihre Karte."

„Binnen hier und wenigen Stunden kann ich todt sein."

„Meine Trauer darüber würde groß genug sein, um mich noch einen größeren Verlust vergessen zu lassen."

„Sie sind ein echter Gentleman, Herr Becheux," erwiderte Philipp, „das ist bekannt; aber erlauben Sie,

daß ich bei dieser Gelegenheit meinen Grundsätzen treu bleibe."

Sobald Philipp und der Graf d'Ingrande den Boulevard erreicht hatten, und sich allein sahen, sagte Ersterer:

„Es fehlen mir in diesem Augenblicke etwa vierhundert Louisd'or, um meine Schuld an Herrn Becheux zu berichtigen."

„Kleinigkeit!" antwortete der Graf; „erwarten Sie mich in Ihrer Wohnung, mein Bester."

Hierauf trennten sie sich.

Der Graf wendete sich nach der Gegend des Faubourg Montmartre, während Philipp Beyle, mißvergnügt über die vergeudete Nacht und mit sich selbst, raschen Schrittes seinem Hôtel zu eilte.

Sein Erstaunen war groß, als er durch das Vorzimmer ging, und seinen Kammerdiener Jean fest schlafend in einem Armstuhle erblickte.

„Der arme Teufel wird auf mich gewartet haben," dachte er.

Dann trat er an ihn heran, und rüttelte ihn.

„Jean!"

„Mein Herr?" rief dieser, erschrocken aus dem Schlafe in die Höhe fahrend.

„Warum bist Du nicht in Dein Bett gegangen? Du weißt, daß ich es nicht leiden kann, wenn Du die ganze Nacht auf mich warteſt."

„Ich bitte um Verzeihung," antwortete Jean, sich die

Augen reibend, „aber ich weiß in diesem Augenblicke noch nicht so recht, wo ich bin.“

„Du bist im Vorzimmer, und es ist jetzt sechs Uhr morgens,“ sagte Philipp lächelnd.

„Da Sie mir es sagen, wird es auch wohl so sein.“

„So sammle doch Deine fünf Sinne, Jean!“

„Ja, ja, ich bin schon ganz munter, ich verstehe Sie vollkommen.“

„Ich habe einen Diener hergeschickt.“

„Einen?“ sagte Jean verdutzt.

„Nun ja; ist er nicht hier gewesen?“

„O ja — das heißt alle Beide?“

„Welche Beide?“

„Nun, der Lakay und der Diener.“

„Wie soll ich das verstehen?“

„Der Lakay, der gegen Mittag kam, und der Diener der erst spät Abends kam.“

Philipp ergriff Jean bei'm Arme und schüttelte ihn stark.

„Aber Mensch, wirst Du denn endlich munter werden?“ rief er.

„Ja — ja wohl, mein Herr!“ erwiederte Jean erschrocken.

„Ich frage Dich, ob ein Diener, den ich abgesendet habe, dagewesen ist?“

„Ganz recht, den Sie abgesendet haben, der war hier und mit einem Wagen.“

„Nein doch, Du Siebenschäfer — ich frage nach dem mit einem Billet.“

„Der mit dem Billet — den meinen Sie? Ganz recht, der war auch hier; ich hatte ihn ganz vergessen."

„Ein Billet für meine Frau?"

„Ein Billet für Madame Beyle; ja wohl, alles richtig. Ich habe es ihm ja abgenommen."

„Und hoffentlich doch sogleich meiner Frau übergeben? nicht wahr?"

Diesmal sah Jean seinen Herrn nicht mehr schlaftrunken, sondern mit weit geöffneten Glotzaugen an.

„Ob ich das Billet Ihrer Frau — Madame Beyle übergeben?" stammelte er.

„Das frage ich Dich!"

„Aber — Sie wissen ja doch selbst —"

„Nichts weiß ich!" rief Philipp ungeduldig; „ich frage: hast Du das Billet meiner Frau übergeben oder nicht?"

„Ich habe es der Kammerfrau übergeben."

„Nun, Du Strohkopf! das kommt ja auf eins heraus! Schere Dich zu Bett."

„Ich danke Ihnen, mein Herr; ich werde es augenblicklich thun."

Jean entfernte sich mit Blicken und Geberden, die in Philipp einigen Zweifel erregten, ob er auch bei gesundem Verstande sei.

Nachdem Philipp die Spuren der durchschwärmten Nacht so viel wie möglich in seinem Gesichte und in seiner Toilette verwischt hatte, schlich er sich auf den Zehen an Ameliens Thüre.

Alles war noch todtenstill in ihrem Zimmer, sie mußte noch schlafen.

Wahrscheinlich hatte auch sie noch bis spät auf seine Heimkunft gewartet.

Um nicht ihren Schlaf zu stören, und sein erstes Vergehen durch ein zweites zu verschlimmern, schlich sich Philipp in sein Zimmer zurück.

Endlich, nach zwei vollen Stunden, entschloß er sich, Amelie zu wecken.

Sie war nicht in ihrem Zimmer. Ihr Bett war unberührt!

## VII.

Philipp Beyle stand einige Augenblicke regungslos, unfähig, einen bestimmten Gedanken zu fassen.

Seine Blicke fallen auf den Gueridon; ein Billet liegt darauf.

Er ergreift es.

Es ist sein eigenes, noch unerbrochen.

Philipp geht, oder taumelt vielmehr im Zimmer umher, dann sinkt er erschöpft auf einen Stuhl.

Endlich, nachdem mehr als zehn Minuten verflossen sind, klingelt er.

Therese tritt ein.

Als sie Philipp erblickt, stößt sie einen Ausruf der Ueberraschung aus.

„Wie! Sie befinden Sich nicht in Gefahr?" ruft sie. „Wie froh bin ich darüber!"

„In Gefahr? Warum soll ich mich denn in Gefahr befinden?" frug er eben so erstaunt.

Die Kammerfrau blieb mit offenem Munde stehen.

„So reden Sie doch, Therese!"

„Es ist — es war gestern —"

„Was war gestern?"

„Es war gestern Jemand hier — den Sie geschickt haben sollten —"

„Und der hat gesagt, daß ich mich in Gefahr befinde?"

„Nicht geradezu in Gefahr — aber doch, daß Sie leidend wären."

„Ich? leidend? — Ja, woran denn?"

„In Folge eines Sturzes mit dem Pferde — und in der That, Sie sehen so bleich aus. — — Ich weiß nicht mehr, was ich denken soll!"

„Fassen Sie Sich, Therese," sagte Philipp, „und erzählen Sie mir Alles ruhig und klar, denn es interessirt mich im höchsten Grade — oder vielmehr, ich wünschte ganz genau zu wissen, was in meiner Abwesenheit — nein, wie mein Auftrag ausgerichtet worden ist. Sie sagen also, es war gestern Jemand hier; um wie viel Uhr war das?"

„Ungefähr um zwei Uhr Mittags."

„Um zwei Uhr. Gut. Sie waren ohne Zweifel zugegen?"

„Ja."

„Wer war es?"

„Ein Lakay, in der Livrée des Herrn Ministers."

Philipp hielt gewaltsam an sich."

„In der Livrée des Ministers?“ fuhr er dann wieder fort. „Sind Sie dessen auch gewiß, Therese?“

„Ja wohl, Herr Beyle, ganz sicher und gewiß; er brachte ja sogar auch einen Wagen des Herrn Ministers mit —“

„Ha! —“

„Man sollte fast meinen, Sie wüßten gar nicht darum.“

„Doch, doch, Therese, ich weiß darum; aber es ist nur — ich befürchtete nur, man sei zu weit gegangen — man habe meine Frau unnöthig erschreckt. Sie haben diesen Lakay selbst gesehen, selbst gehört; was hat er gesagt?“

„Er sagte, Sie wären auf dem Wege nach Boulainvilliers, unweit vom Landhause des Ministers, mit dem Pferde gestürzt —“

„Gestürzt?“

„Hätten Sich verletzt, verrenkt, und wären zu Wagen nach dem Landhause geschafft worden; Ihre Verletzung sei übrigens durchaus nicht gefährlich, und für den Fall, daß Madame sich selbst überzeugen wollte, oder nur die mindeste Besorgniß hegte, hätte der Herr Minister seinen eigenen Wagen mitgeschickt, und er, der Lakay nämlich, habe Auftrag, Madame augenblicklich zu Ihnen zu geleiten.“

Philipp blieb einige Augenblicke stumm.“

„Ich verstehe —“ sprach er dann fast athemlos vor

Spannung; „zu mir zu geleiten — ja, ja, ganz recht; aber, Thereſe, das iſt noch nicht Alles?“

„Wie ſo?“

„Meine Frau — was hat meine Frau darauf gethan?“

„In einer einzigen Minute war Madame fertig und bereit zur Fahrt, und ſaß auch ſchon im Wagen —“

„Und ſie iſt fort?“

„Nun freilich, ſo ſchnell die Pferde laufen konnten.“

„Und — wohin?“

„Mein Gott, wo denn anders hin, als zu Ihnen?“ rief Thereſe immer verwunderter.

„Zu mir?“

„Nun ja, oder vielmehr nach jenem Landhauſe in Boulainvilliers.“

„Boulainvilliers! — Machen Sie dort das Fenſter auf, Thereſe; es iſt hier zum Erſticken heiß.“

Philipp hatte den Muth und die Kraft, ſich die furchtbarſte Gewalt anzuthun, um ſeine Beſtürzung, ſein Erſtarren ob einer ſo unerhört frechen Entführung nicht ſeinen Leuten gegenüber merken zu laſſen.

Thereſe ſtand unbeweglich da und ſah ihren Herrn an.

„Sie ſcheinen mir in der That unwohl zu ſein,“ ſprach ſie dann beſorgt und ſchüchtern, „und thaten vielleicht Unrecht daran, ſo bald wieder heimzukehren. — Uebrigens faſſe ich Madame nicht, daß ſie Sie in einem ſolchen Zuſtande nicht begleitet hat.“

„Schon gut, Thereſe, ſchon gut; Sie können auf Ihr

Zimmer gehen, bis — bis meine Frau kommt. Ich weiß nun Alles, was ich zu wissen wünschte."

Die Kammerfrau entfernte sich langsam.

Philipp rief sie wieder zurück.

„Ich erwarte den Grafen d'Ingrande," sprach er; „sagen Sie Jean, daß er ihn in mein Zimmer führe, im Fall er kommt, bevor ich wieder zurück bin."

„Wie! Sie wollen ausgehen?" rief Therese bestürzt; „in diesem Zustande? Aber das ist ja gar nicht möglich!"

„Schon gut; gehen Sie, Therese, gehen Sie."

Er stand rasch auf und griff nach seinem Hute.

Ein Schimmer von Hoffnung war ihm plötzlich aufgegangen.

Trotz der frühen Stunde eilte er spornstreichs zur Marquise von Pressigny; dort aber erfuhr er nur, daß die Marquise gestern Abend auf's Land gefahren sei.

Nachdem diese einzige und letzte Hoffnung erloschen, mußte Philipp's Verdacht sich wieder gewaltsam den Andeutungen zuwenden, die Theresens Erzählung ihm gegeben hatte.

Seine Frau war das Opfer einer Falle, die ihr Marianna gestellt.

Der Minister hatte gar kein Landhaus in Boulainvilliers.

Wohl aber wußte Philipp durch Becheux' Erzählung, daß Marianna sich nach Boulainvilliers zurückgezogen hatte.

Dorthin hatte man Amelien gelockt; es war fast kein

Zweifel mehr möglich über den Zusammenhang dieser nichtswürdigen Intrigue.

Als er wieder nach Hause kam, fand er den Grafen d'Ingrande, seiner harrend.

Der Graf warf einen verwunderten Blick auf Philipp.

„Auf Ehre, Bester, Sie fangen an zu altern!“ sagte er.

„Wirklich?“ murmelte Philipp.

„So sehen Sie Sich nur selbst einmal im Spiegel; Sie sehen ja leichenhaft aus. Mein lieber Schwiegersohn, ich rathe Ihnen, nicht zu oft Ihre Nächte bei'm Spiel zuzubringen, das scheint Ihnen durchaus nicht gut zu bekommen. — Hier bringe ich Ihnen die vierhundert Louisd'or, die Sie gewünscht haben.“

„Ich danke Ihnen.“

„Was sind das doch heutzutage für junge Leute! Keine Ausdauer mehr, kein Leben, kein Temperament. Das ist mir unbegreiflich! Da sehen Sie mich an, und dann Sich selbst.“

„Je nun, die Ermüdung —“

„Ganz recht, das meine ich eben. Als ich noch in Ihren Jahren war, wußte ich nicht, was Ermüdung sei. — Ei sieh' mal! Das haben Sie gekauft?“ unterbrach er sich, sein Lorgnon auf ein kleines Bildchen richtend.

„Was?“

„Diesen reizenden Corot. Ich habe selbst vor zwei Monaten darum gehandelt; ich hätte ihn gern für —

Jemand acquirirt. Wie frisch! wie lebendig! — ein wenig nachläſſig in der Ausführung — Apropos —"

Er wendete ſich wieder zu Philipp.

„Ich möchte Amelien guten Morgen ſagen."

Philipp rührte und regte ſich nicht.

„Wollen wir nicht hinüber zu ihr gehen?" fügte der Graf hinzu, ſich der Thüre nähernd.

Philipp ſtreckte den Arm aus, wie um ihn zurückzuhalten.

„Aha!" rief Ingrande, „ſie iſt ſchon ausgegangen."

„Ja."

„So früh ſchon? Wahrſcheinlich in irgend eine Kirche, um ihre Andacht zu verrichten — oder ſonſt ein frommer Gang. Ja, ja, die Gräfin hat ſie ſehr gottesfürchtig erzogen. Nun gut, ſo werde ich ihre Rückkunft erwarten. Jean wird mir zum Frühſtück ſerviren. Ohne indiscret ſein zu wollen: was haben Sie für dieſen Corot bezahlt?"

„Sie wollen — Ameliens Rückkunft erwarten?"

„Genirt Sie das vielleicht? — Was Teufel iſt Ihnen denn dieſen Morgen? Sie ſehen ganz verſtört aus; ich bemerkte es gleich bei'm Eintreten. Sind Sie vielleicht ernſtlich unwohl —"

In dieſem Augenblicke ward die Thüre ohne Anklopfen heftig geöffnet, und Thereſe trat ein.

„Herr Beyle —" rief ſie aufgeregt.

„Was giebt es denn ſchon wieder? Ich habe ſchon einmal geſagt, daß ich keine Beſuche annehme — ich

will Niemand sprechen!“ schrie sie Philipp an, sehr froh darüber, seine Verlegenheit hinter einen Zornesausbruch verbergen zu können.

Der Graf ward immer neugieriger, zu erfahren, was vorgefallen sei; er gab der Kammerfrau einen Wink, nur fortzufahren.

„Es ist ja kein Besuch, Herr Beyle,“ sprach sie geheimnißvoll; „es handelt sich um ganz etwas Anderes.“

„Nun, so sprechen Sie; aber fassen Sie Sich kurz.“

„Die Frau Gräfin d'Ingrande ist diesen Morgen in Paris angekommen. Kaum in ihrem Hôtel abgestiegen, hat sie einen ihrer Leute hergeschickt, um Madame zu benachrichtigen, daß sie sie erwarte.“

„Die Gräfin d'Ingrande in Paris?“ rief Philipp erschrocken.

„Was ist denn da so Staunenswerthes dabei?“ fragte der Graf, Philipp immer aufmerksamer betrachtend.

„Sie — Sie haben Recht,“ stammelte Philipp.

„Und sie hat Sehnsucht ihre Tochter zu sehen,“ fuhr der Graf fort, „das ist noch viel begreiflicher. — Es geht ihr darin wie mir.“

„Was soll ich dem Lakay der Gräfin für einen Bescheid geben?“ frug Therese, abwechselnd bald Philipp, bald den Grafen ansehend.

Keiner von beiden gab eine Antwort.

„Soll ich vielleicht sagen lassen,“ fuhr Therese fort, „daß Madame gar nicht in Paris ist?“

„Nein, nein!“ schrie Philipp heftig; „ich erwarte meine Frau von einem Augenblicke zum andern. Sagen Sie nur, sobald sie nach Hause käme, würde man ihr die Botschaft der Frau Gräfin ausrichten.“

Der Graf gab der Kammerfrau einen Wink, sie möge gehen.

Sobald sich die Thüre hinter ihr geschlossen hatte, schritt der Graf rasch auf Philipp zu und frug mit entscheidendem Tone:

„Wo ist meine Tochter?“

„Herr Graf —“

„Antworten Sie, wo ist sie? Ihr bestürztes Aussehen, Ihre abgebrochenen, verwirrten Reden lassen mich irgend ein Unglück befürchten; ich verlange durchaus zu wissen, was vorgefallen ist.“

„Nun denn, ja!“ sprach Philipp nach einem kurzen Kampfe; „es ist ein Unglück geschehen! Ein Unglück für Sie, wie für mich.“

„Ich ahnete es.“

„Man hat sich einer schändlichen Hinterlist bedient, um Amelien während meiner Abwesenheit aus dem Hause zu locken; man hat sie entführt, man hat sie mir gewaltsam geraubt.“

„Wann?“ frug der Graf wie niedergedonnert.

„Gestern.“

„Wer?“

„Ein Weib.“

„Philipp, Sie sprechen wohl im Fieber?“

„Sie haben Recht, ich hätte eher sagen sollen, ein Dämon, ein Teufel in Frauengestalt —"

„Aber wer denn, um's Himmelswillen?"

„Marianna."

„Die Sängerin?"

„Sie selbst."

„Dieselbe, die einst Ihre Geliebte war?"

„Dieselbe; und die mich jetzt für eine Laune von ehemals furchtbar büßen läßt."

„Um Gotteswillen, erklären Sie Sich deutlicher! rief der Graf, indem jetzt das Vaterherz mit aller Gewalt sich regte; „in welcher Absicht, vermuthen Sie, kann diese Marianna meine Tochter haben entführen lassen?"

„Weiß ich es?"

„Glauben Sie, daß eine wirkliche Gefahr für Amelie vorhanden sei?"

„Ich glaube, ich befürchte Alles, sobald ich Marianna's Hand im Spiele gewahre."

„Was gedenken Sie zu thun?"

„Ein eigenthümlicher, merkwürdiger Zufall hat mich auf die Spur dieser Entführung gebracht. Entsinnen Sie Sich der Geschichte, die Becheux diese Nacht im Klub erzählte?"

„Nein, ich hatte gar nicht darauf geachtet; ich war im anderen Salon."

„Gleichviel. Dieser Geschichte, so albern und abgeschmackt sie auch an sich ist, verdanke ich es, daß ich Marianna's Aufenthalt erfahren habe."

„Und was hat das mit Ameliens Entführung zu thun?"

„Marianna bewohnt jetzt das Landhaus des verstorbenen Porqueval in Boulainvilliers, und dorthin ist eben Amelie durch das Vorgeben, ich läge verwundet in einem Landhause des Ministers, das gar nicht existirt, gelockt worden."

„Dann lassen Sie uns keinen Augenblick Zeit verlieren," rief der Graf; „fort, fort, so schnell wie möglich! Solch' eine gewaltsame Entführung steht weit mehr einer Narrheit, als einem Verbrechen ähnlich; es kann nichts sein, als eine Laune, eine Anwandlung verrückter Eifersucht. Wir müssen dieses Weib durchaus selbst sehen, und sogleich."

„Ja, ja — wenn nur —"

„Sie ist an gewisse Theatereffekte gewöhnt, und hat sie nun auch in das wirkliche Leben übertragen wollen. Ich halte es für ganz unmöglich, daß sie nicht jetzt schon ihren überspannten Streich bereue."

Philipp schüttelte den Kopf.

„Sie kennen Marianna nicht, Herr Graf. — Aber Sie haben Recht; wir dürfen keine Zeit verlieren."

In kürzester Zeit hatte ein rasches Gespann den Grafen und Philipp nach Boulainvilliers gebracht — vor den, von Becheux beschriebenen Pavillon.

Es war eines jener leichten, zierlichen Gebäude, wie man deren so viele in der Umgebung von Paris sieht. Diese, in einer flüchtigen Glücksstunde erbauten und bei

der nächsten widerwärtigen Laune Fortuna's wieder aufgegebenen — wir möchten fast sagen, architektonischen Improvisationen, diese niedlichen Meisterstückchen verschwenderischer Eitelkeit, werden dann endlich von irgend einem gewöhnlichen Spekulanten, oder irgend einer bußfertigen Magdalena, die nach einer eleganten Bußhöhle, mit Blumen-, Obst- und Gemüsegarten nebst sonstigem Zubehör gesucht hat, für ein Drittel, ja Viertel ihres Kostenpreises erkauft.

Philipp und der Graf ließen ihren Wagen aus Vorsicht in einiger Entfernung vom Pavillon halten.

Philipp zog die Klingel am Eingangsthor.

Eine Bäuerin erschien.

„Wir sind die Personen, welche Madame erwartet," sprach Philipp mit einem so bestimmten, zuversichtlichen Tone, daß jede anderweite Frage der Pförtnerin im Voraus abschnitt.

Diese öffnete dann auch, ohne irgend etwas zu erwidern.

Die beiden Männer schritten über den Hof, auf das Haus zu, als ob sie hierher gehörten.

Weder der eine noch der andere von ihnen verwunderte sich über die Leichtigkeit, mit der man ihnen den Eintritt in einen solchen Schlupfwinkel gestattete, und zumal an einem Tage, wo man eigentlich eine Verdoppelung der Vorsichtsmaßregeln hätte erwarten sollen. Sie waren Beide zu aufgeregt, um sich bei dergleichen

Beobachtungen aufzuhalten, die einem jeden Gleichgültigen sofort aufgefallen wären.

Sie stiegen den Perron hinan.

Dort sagte Philipp leise zu seinem Schwiegervater:

„Herr Graf, ich halte es für schicklich, ja sogar der Klugheit angemessen, daß Sie mich hier erwarten. Die Unterredung, welche ich jetzt mit Marianna haben werde, wird eine furchtbar ernste, eine entscheidende sein, und muß ohne Zeugen vor sich gehen. Wenigstens ist das meine unmaßgebliche Meinung."

„Bei der genauen Kenntniß, die Sie von dem Charakter dieses Weibes besitzen, müssen Sie am besten wissen, welche Mittel hier am sichersten zum Ziele führen. Ich unterwerfe mich ganz Ihren Anordnungen."

„Nun denn," versetzte Philipp, „wenn ich binnen hier und einer halben Stunde nicht wieder bei Ihnen bin, so ist es ein Zeichen, daß Ihre Mitwirkung, Ihre Autorität unumgänglich nöthig geworden ist."

„Ich verstehe."

Philipp Beyle sprang die Treppe zum ersten Stock hinan.

Die Thüre des Salons war nur angelehnt; er stieß sie rasch auf.

Marianna stand ihm gegenüber.

Die Umstände schienen sich günstig für Philipp zu gestalten.

Bei seinem Anblicke stieß Marianna einen Schreckensschrei aus und prallte zurück.

„Sie, bei mir?“ rief sie; „Sie, Sie?“

„Vermeiden Sie jeden Eclat, Madame,“ sagte er möglichst ruhig; „das ist ja ganz überflüssig, und könnte sogar gefährlich für Sie werden. Machen Sie keinen Lärm, glauben Sie mir. Lassen Sie uns die Sache ganz unter uns Zweien ausmachen. Sie wissen, weßhalb ich hier bin.“

„Sie vergessen —“

„Verlieren wir keine unnöthige Zeit; Vorwürfe sind jetzt nicht mehr am Orte.“

„Was wollen Sie von mir?“

„Meine Frau will ich!“

Marianna sah ihn erst eine Minnte vom Kopfe bis zu den Füßen verwundert an, dann streckte sie den Arm nach dem Klingelzuge aus.

Bevor sie aber diesen noch erreicht, hatte Philipp ihr Handgelenk bereits erfaßt und hielt es wie in einem Schraubstocke fest.

Beide verweilten eine Secunde in dieser Stellung, sich zermalmende Blicke zuwerfend.

„Es ist wahr,“ murmelte sie dann verächtlich, „ich vergaß ihre Art, mit Damen umzugehen.“

Er ließ ihre Hand los.

Marianna ging zu einem Sopha und ließ sich mit anscheinender Ruhe darauf nieder.

„Haben Sie mich nicht gehört?“ frug Philipp dann.

„O ja.“

„Wo ist sie?“

„Das ist lächerlich," erwiederte Marianna achselzuckend.

„Verstellen Sie sich nicht; ich weiß Alles."

„Eine Redensart, um mich zu erschrecken."

„Um Sie zu züchtigen!"

„Mein Herr!"

„Stellen Sie sich immerhin beleidigt, hüllen Sie sich theatralisch in Ihre Würde, das kümmert mich alles nicht. Ich wiederhole Ihnen: ich will meine Frau von Ihnen haben."

„Was habe ich mit Ihrer Frau gemein?"

„Sie ist arglos in die Falle gegangen, die Ihre schändliche Hinterlist ihr gelegt."

„Eine Falle?"

„Sehen Sie sich wohl vor, was Sie thun. Sie spielen da ein Spiel, daß Ihnen verderblich werden kann. Wenn ich zuerst zu Ihnen hergeeilt bin, so müssen Sie mir Dank dafür wissen, denn ich hätte mich von rechtswegen ganz einfach an die Gerichte wenden sollen. Ich habe es aber nicht gethan, aus einem Ueberreste von Rücksicht, die ich noch gegen Sie beobachte."

„Auch noch Gnade und Großmuth!" sagte Marianna ironisch.

„Nein, Mitleid und Erbarmen, wie man es mit einem wahnsinnigen Weibe haben muß, das den Schwindel hat —"

„Sie sind sehr unvorsichtig, so mit mir zu sprechen!" rief sie mit zornblitzenden Augen.

„So lasse ich es mir gefallen! Richten Sie sich empor! Seien Sie wieder ganz Sie selbst! Legen Sie diese angenommene Maske ab, die Sie nur schlecht verhüllt! Ein Haß, wie der Ihrige verschmähet kleinliche Mittel. Verstelle ich mich denn? — Ich nehme mir gar nicht die Mühe, Ihnen gegenüber. Pfui doch! kriechen Sie nicht am Boden hin, wie die Vipern, sondern fallen Sie im mächtigen Sprunge, wie eine Löwin, über Ihr auserkohrenes Opfer her!“

„Ich werde mich dieses guten Rathes zu gelegener Zeit erinnern,“ murmelte sie.

Philipp zeigte auf eine Wanduhr:

„Binnen hier und zwei Stunden muß meine Frau wieder in meinem Hause sein,“ sprach er gebietend.

„Auf wen rechnen Sie dabei?“

„Zunächst auf Ihre eigene Klugheit, und wenn dies vergeblich sein sollte, auf —“

„Auf den Königlichen Gerichtsanwalt — das ist es doch wohl, was Sie sagen wollen?“

„Nein, Madame, denn ich weiß, daß Sie mit Hülfe gewisser Verbindungen Mittel finden würden, sich einem gerichtlichen Verfahren gegen Sie zu entziehen; und ich will sicherer gehen.“

„Mit Hülfe gewisser Verbindungen?“ frug Marianna lauernd.

„Lassen Sie uns mit offenen Karten spielen. Es existirt hier in Paris, im Mittelpunkt der Civilisation, im aufgeklärten Jahrhundert, eine Verbindung von Frauen,

die wahnsinnig genug sind, um zu wähnen, ihr Wille, oder vielmehr ihre Laune könne ungestraft den Gesetzen Trotz bieten. Amelie ist von diesem willkührlichen, ungerechten Tribunale zum Opfer für mich auserkoren, weil Sie nicht den Muth haben, sich persönlich an mir zu rächen."

„Und worauf begründen sie eine so thörichte Vermuthung?"

„Auf was Sie wollen, — auf gar nichts, wenn das Ihnen Vergnügen macht. Nehmen wir an, ich erzähle Ihnen jetzt einen Traum, eine Dichtung, ein Hirngespinnst. Nun denn, ich sage Ihnen also: Amelie wird hier auf Ihr Anstiften ungesetzlich gefangen gehalten, und auf Ihr Anstiften, durch Ihre Vermittelung soll und muß sie wieder in Freiheit gesetzt, soll und muß sie ihrem Gatten, ihrer Familie, ihrem Hause zurückgegeben werden!"

Marianna spielte, wie gelangweilt von dieser Unterhaltung, mit den Quasten des Sophakissens.

„Ich wollte zunächst an Ihre Vernunft appelliren," fuhr Philipp nach einer Pause der Erwartung fort, „ich sehe aber, daß das eine vergebliche Mühe ist. So möge denn alles Unglück, was aus Ihrer halsstarrigen Verblendung erwächst, auf Ihr Haupt zurückfallen! Und nicht das Ihrige allein wird es treffen, sondern die gesammte Freimaurerei der Frauen —!"

„Die Freimaurerei der Frauen!" wiederholte Marianna, nur mit Mühe die Freude verbergend, welche dieses Geständniß ihr verursachte.

„Ja!“ rief Philipp, „die Freimaurerei der Frauen, das heißt, eine strafbare, thörichte, unnatürliche, monströse Verbindung. Stützen Sie sich nicht etwa auf die gesetzliche Berechtigung der männlichen Freimaurerei; eben weil sie eine gesetzliche ist, hält sie sich auch innerhalb der Schranken des gesetzlich Erlaubten; sie erlaubt sich nicht, wie die Ihrige, frevelhafte Eingriffe in die Bande des Blutes, der Familie, sie tritt nicht göttliche, wie menschliche Einrichtungen mit Füßen, um einen Privathaß, eine Privatrache zu befriedigen. Ich werde sie entlarven, ich werde sie der verdienten Strafe überliefern. Glauben Sie nicht, daß ich nur leere Drohungen ausspreche. Sie kennen mich; was ich mir einmal vorgenommen, das führe ich durch, und sollte es mir das Leben kosten. Ich werde als Ankläger gegen die Freimaurerei der Frauen auftreten. Ich werde sie nicht bei dem königlichen Gerichtsanwalt denunciren, ich werde mich an höhere Instanzen wenden. Ein erster Sekretair im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten ist nicht der Erste, Beste; man hört auf ihn, man wird auf mich hören. Ich werde die höchsten Namen nennen, die sich mit den niedrigsten compromittirt, die sich den Berühmtheiten des Lasters und Schmutzes beigesellt haben. Ich weiß alle diese Namen, ich besitze ein Verzeichniß derselben. Mein Angriffsplan ist entworfen, überdacht, reif zur Ausführung; ich werde den Ort Ihrer heimlichen Zusammenkünfte und die vier Straßen, die dahin führen, umstellen lassen; ein Gewächshaus führt zu dem Versammlungssaal; dort wird

man alle Insignien und Attribute, wird die Beweise meiner Denunciation finden. Es wird einen Scandal geben, das sage ich Ihnen vorher, denn ich bin zu Allem entschlossen. Ich nehme sogar die Möglichkeit an, daß die Gerichtsbeamten, an die ich mich wenden werde, daß der Polizei-Präfect, ja sogar der Justizminister sich weigern sollten, einen solchen beispiellosen Eclat herbeizuführen; ja, ich setze den Fall voraus, daß Ihr Geheimbund sogar an den Stufen des Thrones Beschützer finde — so werde ich an das Publikum appelliren. Um dahin zu gelangen, wird mir jedes Mittel willkommen sein — die Journale, Memoiren, Anschläge, Bücher. Ich habe vielfache Verbindungen, zahlreiche Freunde, die sich alle für meine Sache interessiren werden, denn es gilt einen Kampf um die Herrschaft zwischen meinem und Ihrem Geschlechte. Ich werde Ihre elenden Mysterien, Ihre lächerlichen Ceremonien enthüllen, ich werde Sie entlarven, ich werde Sie stürzen, hören Sie, Sie und alle Ihre Verbündeten!"

„Sie reden irre —"

„Ich spreche die Wahrheit, denn Sie erbleichen und zittern."

„Ich?"

„Sie bemühen sich vergebens, mich zu täuschen."

„Das thun Sie allerdings nicht," erwiderte Marianna, deren flüchtige Aufregung schon wieder verschwunden war; „und gesetzt, alle die schönen Sächelchen, die Sie mir da vorphantasiren, wären Wahrheit, so zeigen Sie sich wenigstens nicht als ein großer Taktiker, denn noch niemals

hat wohl ein Feldherr dem Feinde seinen Angriffsplan so prachtvoll entwickelt."

„Denken Sie nach über Das, was ich Ihnen gesagt. Willkürliche Eingriffe in die persönliche Freiheit Anderer werden streng vom Gesetze bestraft; und durch Ihre blinde Rache stürzen Sie alle Ihre Mitverbündeten in's Verderben."

Marianna erhob sich nun vom Sopha.

„Ist das Alles, was Sie mir zu sagen haben?" frug sie kalt.

„Nein; ich habe nur noch wenige Worte hinzu zu fügen."

Philipp sprach dies in einem Tone, daß sich Marianna, trotz ihrer Selbstbeherrschung, eines innerlichen Grauens nicht erwehren konnte.

Er trat dicht an sie heran, und seinen Blick fest in den ihren bohrend, sprach er dumpf:

„Sie haben es gewagt, Ihre frevelnde Hand an Amelie zu legen. Alles Andere würde ich vergeben und vergessen können — das aber nicht! Die Unterredung, welche ich so eben mit Ihnen gehabt, wird aller Wahrscheinlichkeit nach die letzte in diesem Leben sein; prägen Sie dieselbe wohl in Ihr Gedächtniß ein. Vor allen Dingen merken Sie sich das: in zwei Stunden wird Amelie wieder bei mir sein, oder ich übergebe das Geheimniß der Freimaurerei der Frauen allen vier Winden von Paris. Verstanden?"

Amelie nickte stumm mit dem Kopfe.

Noch eine Secunde starrte Philipp Mariannen mit blitzendem Auge an; dann drehete er ihr den Rücken und verließ das Zimmer.

Am Fuße der Treppe fand er den Grafen d'Ingrande, der auf ihn gewartet hatte.

Marianna war an's Fenster getreten.

Nachdem sie sich überzeugt hatte, daß das Thor des Landhauses hinter den beiden Männern wieder verschlossen und verriegelt war, eilte sie wieder in den Hintergrund des Zimmers und zog einen Vorhang auf, der einen Alkoven abschloß.

Vier Frauen traten hervor, alle vier Freimaurerinnen.

Die erste war Louise Eugenie d'Effrenville, Gräfin d'Arcet.

Die zweite, Madame Guillermy, die stattliche Bürgersfrau.

Die dritte, Madame Flachat, geborene Marquise d'Argensolles.

Dir vierte endlich, Madame Ferrand, die Gattin des General-Anwalts.

Sie waren verborgene Zeugen der Unterredung Philipp's mit Mariannen gewesen.

„Nun, was sagen die Schwestern?" frug Marianna, sie der Reihe nach ansehend.

„Amelie Beyle ist eine Verrätherin am Bundesgeheimniß geworden," sprach die Gräfin d'Arcet finster. „Sie ist schuldig!"

„Schuldig!" wiederholten Schwester Flachat und Schwester Ferrand.

„Hören wir sie selbst an," setzte Schwester Guillermy hinzu.

„So folgt mir zu ihr," sprach Marianna, deren Augen triumphirend blitzten.

# VIII.

Der Leser wird errathen haben, daß die arme Amelie wirklich in die, ihr von Marianna gestellte Falle gerathen war.

Müssen wir erst alle, von dieser angewendeten Mittel besonders erklären? Wir haben wohl schon zur Genüge gezeigt, welche geistigen und materiellen Kräfte dem Bunde zur Verfügung standen, um die Entführung einer Frau, wie Amelie war, am hellen Tage und mitten aus dem belebten Paris möglich zu machen, und wir können uns demgemäß auch denken, in welcher Verbindung Herrn Becheux' Erzählung mit Marianna's Racheplänen stand.

Bei ihrer Ankunft im Landhause von Boulainvilliers war Amelie in einen Salon des Erdgeschosses geführt worden, wo sie statt ihres Mannes die Gräfin d'Arcet, Madame Guillermy, Madame Flachat und Madame Ferrand vorfand.

Amelie erkannte sie augenblicklich wieder und die Ahnung einer ihr drohenden Gefahr dämmerte plötzlich in ihr auf.

„Meine Damen," sprach sie, „ich bitte mir zu sagen, wo ich mich befinde?"

„Sie befinden sich unter unserer Obhut," antwortete die Gräfin d'Arcet.

„Aber mein Mann — sein Sturz mit dem Pferde —?"

„Man mußte diesen Vorwand gebrauchen, um Sie zu vermögen, hierher zu kommen."

„Bin ich denn hier nicht im Landhause des Ministers?" rief Amelie staunend.

„Sie sind hier bei einer unserer Schwestern."

„Bei wem?"

„Sie werden es bald erfahren."

„Meine Damen, was hat das Alles zu bedeuten? Warum hat man mich hintergangen? Zu was ein so unwürdiges Spiel mit dem Namen meines Gatten? Ich bitte Sie, meine Besorgniß über ihn wenigstens zu heben!"

„Herr Beyle befindet sich vollkommen wohl und Sie können seinethalben außer Sorge sein," sagte die Gräfin.

„Und auch Sie haben in unserer Mitte nichts zu befürchten," setzte Madame Guillermy hinzu.

„Gleichviel! Man hat sich einer unwürdigen Lüge bedient, um mich hierher zu locken; ich kann, ich darf nicht länger hier verweilen. Ich verlange, augenblicklich wieder nach Paris zurückgebracht zu werden."

„Mein liebes Kind," sagte die Gräfin „Sie haben durchaus keinen eigenen Willen hierbei, wenigstens für einige Zeit; sondern Sie haben sich in Geduld zu

fügen, denn wir verfahren hier im Namen und Auftrage unseres Freimaurerordens."

Amelie fühlte bei diesen Worten einen Eisesschauer durch die Adern rieseln.

„Des Freimaurerordens?" murmelte sie.

„Trotzdem Sie das jüngste Mitglied unseres Ordens sind, sind Sie doch hinlänglich mit dem Inhalte seiner Gesetze, so wie mit dem weisen Bedachte, der uns bei allen unseren Handlungen leitet, bekannt. Jede Besorgniß, es könnte Ihnen ein Unrecht widerfahren, ist also eine Beleidigung, die Sie uns anthun."

„Warum aber dann diese Vorwände und Winkelzüge? Warum ein solcher Akt willkürlicher Gewalt? Einer Aufforderung unseres Bundes würde ich schon selbst Folge geleistet haben."

„Alles wird Ihnen erklärt werden," sprach Madame Guillermy sanft.

„Ich appellire an die Groß-Meisterin."

„Ihre Autorität ist hier ganz überflüssig. Nach unseren Statuten ist jede Schwester berechtigt eine Privatberathung zusammen zu berufen, und sobald vier Schwestern diesem Aufrufe Folge leisten, sind sie beschlußfähig und nicht mehr verantwortlich."

„Wer hat sie berufen?" frug Amelie.

Die vier Frauen schwiegen.

„Demgemäß wäre ich also eine Art Gefangene?" fuhr Amelie fort.

„Nur für kurze Zeit."

„Mein Mann wird über meine Abwesenheit erstaunt sein."

„Wir sind bereits darauf bedacht gewesen; Sie brauchen sich deßhalb keine Sorge zu machen. Bevor er wieder heimkehrt, werden auch Sie wieder in Ihrem Hause sein."

„Wohlan denn, ich bin in Ihrer Gewalt, und es bleibt mir demnach nichts übrig, als das Weitere in Geduld abzuwarten."

Die vier Frauen entfernten sich, und Amelie hörte, daß die Thüre von ihnen verschlossen ward.

Nachdem sie allein geblieben war, hatte sie vollkommene Muße, über dieses geheimnißvolle Wesen, das sie umgab, nachzudenken. Ihr erster Gedanke war der: Sollte Philipp schon das Geheimniß, das er ihr abgedrungen hatte, verrathen haben? Sollte es möglich sein, daß er sich, in demselben Augenblicke, wo sie um seinetwillen einen peinlichen Kampf zwischen ihrer Liebe für ihn und ihrem Gewissen eingegangen war, wo sie einen heiligen, auf das Evangelium geleisteten Eid gebrochen hatte, um ihn zu retten, sollte es möglich sein, daß er sich im selben Augenblicke von seinem Skepticismus und seinem Leichtsinn hinreißen lassen konnte, sie einer Gefahr preiszugeben?

„Und wer weiß," sagte sie sich, „ob man ihm nicht jetzt eine eben solche Falle gelegt hat, wie mir? — und wenn dem so wäre, wenn er mich verrathen hätte, oder

verriethe, zu welcher Rechenschaft würde mich der Orden wegen meines Vergehens ziehen?"

Fast eine ganze Stunde lang versank sie in Träumereien aller Art.

Endlich erwachte sie daraus und fing nun an, ihre nächste Umgebung aufmerksam zu betrachten.

Das Gemach, in welchem Amelie eingeschlossen war, befand sich, wie schon gesagt worden ist, im Erdgeschoß. Das einzige Fenster, das augenscheinlich erst neuerdings mit einem eisernen Gitter versehen worden war, ging auf einen inneren Hof hinaus.

Das Mobiliar war höchst einfach: Ein Sopha, einige Stühle, ein Tisch und ein Bücherschrank.

Das einzige Luxuriöse, und zugleich höchst Auffallende im Gemache war eine, aus verschiedenartigen, theils seltsamen, theils kostbaren Waffen zusammengesetzte und sehr geschmackvoll über dem Kamine angebrachte Trophäe.

Natürlich mußte ein solcher Gegenstand, im Hause einer Frau, Ameliens besondere Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Ein Verdacht erwachte in ihr beim Anblicke dieser Waffen.

Befand sie sich denn auch wirklich bei einer Frau?

Aber dieser Verdacht schwand augenblicklich bei der Erinnerung an den durchaus ehrenhaften und geachteten Charakter der Madame Guillermy, der Gräfin d'Arcet, so wie der anderen beiden Frauen, unter deren Obhut sie sich hier ja befand.

Sie betrachtete aufmerksam einige Bestandtheile der Waffentrophäe, die von besonders künstlerischer Arbeit waren.

Plötzlich blieben ihre Blicke an einem kleinen Wappenschilde haften, in dem sie zu ihrer Verwunderung das Wappen des Hauses Tremeleu erkannte.

An einem kostbaren Dolche, den sie vom Haken nahm, um ihn genauer zu besehen, fand sie dasselbe Wappen eingravirt, und nebstdem noch Irenée's Namenszug.

Der Anblick dieses Namenszugs an solchem Orte und unter solchen Umständen regten allerhand melancholische Betrachtungen in ihr an.

„Ihn hatte meine Mutter mir zum Gatten bestimmt," dachte sie; „sein Rang war dem meinen gleich, sein Haus eben so alt wie das meine. An seiner Seite würde sich mein Leben ruhig und still, aber würdig verlaufen haben, ohne Aufregungen, aber auch ohne Gewissensbisse. Ich habe die mütterliche Absicht nicht erkannt, habe gegen ihren Willen gehandelt, und nun straft mich Gott dafür."

Der Tag verstrich, ohne daß sich irgend ein Wechsel in Ameliens Umgebung bemerkbar machte. Man hatte ihr eine Art Kammerfrau, oder richtiger Wächterin gegeben; diese hatte ihr ein gewähltes Souper aufgetragen, das Amelie jedoch unberührt ließ.

Neben dem Salon befand sich ein, mit allem Nöthigen versehenes Schlafkabinet, in welchem Amelie die Nacht zubrachte.

Am anderen Tage, gegen Mittag, als eben Ameliens Unruhe und Besorgniß den höchsten Gipfel erreicht hatte, hörte sie endlich Schritte nahen.

Die Thüre ward aufgeschlossen: fünf Frauen traten ein.

Die Fünfte, augenscheinlich die ruhigste, ward sogleich von Amelie erkannt: es war Marianna.

Beide Nebenbuhlerinnen tauschten einen langen, forschenden Blick gegen einander aus.

„Madame," sagte Marianna dann, „Sie sind frei."

Ein solcher Beschluß war natürlich von den fünf Frauen nicht ohne lange und reifliche Berathung gefaßt worden. Philipp Beyle's deutliche Argumente, seine ausgesprochenen Absichten, seine wohlbekannte Energie, sein in der That bedeutender Einfluß, alles das war in Betracht gezogen und Marianna's Projekten entgegengestellt worden.

Wohl oder übel hatte sie endlich ihre Rachepläne dem Interesse des Ordens opfern müssen.

Bei der unerwarteten Ankündigung ihrer Freiheit, blieb Amelie unbeweglich und unentschlossen.

„Wenn ich denn jetzt frei bin," sprach sie nach einiger Zeit, „warum hat man mich denn fast vier und zwanzig Stunden lang gefangen gehalten? Meine jetzige Freilassung setzt mich nicht weniger in Erstaunen, wie meine frühere Gefangennehmung, und ich verlange Aufschluß über Beides.

„Ihr eigenes Bewußtsein wird Ihnen denselben am besten geben können," sprach Marianna kalt.

Amelie wendete sich zu den anderen vier Frauen, und bemerkte mit Befremden, daß deren Blicke mit einem eigenthümlichen Ausdrucke der Trauer und des Mitleides auf ihr ruheten.

„Und Sie, meine Damen," sagte sie, „werden auch Sie mir den verlangten Aufschluß verweigern?"

„Sie haben unseren Orden verrathen," antwortete die Gräfin d'Arcet langsam und feierlich.

„Sagen Sie das vielleicht auf das Zeugniß dieser Dame hier?" frug Amelie, Mariannen mit einer verächtlichen Kopfbewegung bezeichnend.

„Nein."

„Wo also sind die Beweise einer solchen Beschuldigung?"

„Vor kaum einer Stunde erst hat Ihr Gemahl dieses Haus verlassen."

„Philipp!" schrie Amelie bestürzt auf.

„Er hat gesprochen," sagte Madame Guillermy, „und seine Worte sind von uns gehört worden."

„Das ist unmöglich!"

„Madame, unser Schmerz kommt dem Ihren gleich."

„Nein, nein, das ist ein neuer Fallstrick, in den man mich verlocken will! Philipp hat nichts gesagt! Und zudem, was hätte er auch sagen können?"

Marianna erwiderte mit höhnischem Lächeln:

„Wozu sich so ereifern? Weßhalb eine solche Besorgniß, wenn Sie unschuldig sind? Lassen Sie doch alle

diese Redensarten. Sie sind wieder in Freiheit gesetzt, warum benutzen Sie das nicht?"

„Sie haben Recht," versetzte Amelie nach kurzem Bedenken. „Ich werde mich vor der versammelten Loge zu rechtfertigen wissen; zuvor aber muß ich mit Ihnen ein Wort unter vier Augen sprechen, und zwar sogleich. Erlauben Sie es mir, meine Damen?"

„Unsere Rolle ist zu Ende," sprach die Gräfin d'Arcet, sich stolz verbeugend.

Die vier Frauen verließen schweigend das Zimmer.

Nachdem Amelie eine Minute auf deren sich entfernende Schritte gehorcht hatte, wendete sie sich rasch zu Marianna um:

„Jetzt zu Ihnen! — Ist es Philipp, oder bin ich es, nach dessen Leben Sie trachten?" frug sie mit dem Ausdrucke des plötzlich in ihr erwachten Adelstolzes.

„Ich trachte nach Niemandes Leben," antwortete Marianna mit ruhiger Würde.

„Und doch ist es unvermeidlich geworden, daß sich Ihr Haß entscheide, und zwischen ihm und mir wähle. Ich bin es endlich müde, Sie überall auf meinen Wegen zu begegnen. Ich habe keinen Namen mehr für Ihre Hartnäckigkeit; und wenn ich bedenke, daß Sie es gewagt haben, mich hier, bei sich, vier und zwanzig Stunden als Gefangene zu behandeln, so kann ich der Versuchung kaum widerstehen, Sie für diese Frechheit zu züchtigen."

Bei diesen Worten zuckte Marianna empor, als ob

sie Philipp's Reitpeitsche noch einmal durch die Luft pfeifen hörte.

Dennoch wußte sie sich noch zu beherrschen und blieb kalt wie zuvor.

„Kommen wir zum Ende," fuhr Amelie fort. „Was zunächst den Freimaurerorden und meinen Verrath an demselben betrifft, so mögen Sie hiermit wissen, daß Sie eben so gut verloren sind, wie ich."

„Welche von uns Beiden hat denn ihren Eid gebrochen?"

„Ich werde Ihre Mitschuld klar beweisen. Ich werde die anonymen Briefe vorzeigen, die Sie Philipp haben schreiben lassen, um ihn eifersüchtig zu machen, um unser häusliches Glück zu vergiften. Diese Briefe haben die ersten Zweifel in ihm rege gemacht und ihn veranlaßt, meinen Gängen nachzuspüren. Dadurch ist er auf den Boulevard der Invaliden gekommen und hat unsere Versammlungen entdeckt. Mithin sind Sie schuld an dem Verrathe. Den Mann, dem Sie die Briefe in die Feder diktirt haben, ich habe ihn aufgesucht, ich habe ihn gefunden; Sie haben ihn nur bezahlt, ich habe ihn fürstlich belohnt; er wird gegen Sie zeugen."

„Erfindungen!" murmelte Marianna, die sich denn doch einiger Unruhe nicht erwehren konnte.

„Wahrlich, Sie sind doch eine echte, rechte Theaterperson!" rief Amelie achselzuckend. „Sie schämen Sich nicht, zu den erbärmlichsten Hilfsmitteln Ihre Zuflucht zu nehmen. Ich wundere mich nur, da Sie mich einmal in

Ihrer Gewalt hatten, daß Sie nicht auf die dramatische Idee gekommen sind, mich durch eine unterirdische Fallthüre verschwinden zu lassen. Das wäre Ihrer würdig gewesen."

Marianna wollte antworten.

Aber Amelie war noch nicht zu Ende; ihr Zorn und ihr Muth wuchsen an, wie eine Lawine, und rissen sie gewaltsam fort; das schüchterne Lamm war plötzlich zum Tieger geworden.

„Bis jetzt habe ich noch in meinem Leben Niemanden gehaßt, wie Sie mich hassen; aber mich will bedünken, ich würde mich in Ihrer Lage anders benehmen, und ganz besonders ehrenhafter, offener. Auch der Haß hat seinen Adel. Davon haben Sie freilich keine Ahnung, nicht wahr? Gehen Sie, Sie sind es nicht werth, und waren nie werth, von Philipp geliebt zu werden!"

Diese letzten Worte waren gleichsam der Gnadenstoß.

Marianna fuhr hoch auf und starrte Amelien einen Augenblick todtenbleich an.

„Ich war — seiner Liebe — nicht werth?" stammelte sie, von Zorn und Schmerz zerrissen.

„Nein."

„Und — warum?"

„Weil Sie zu feig waren, entweder zu seinen Füßen zu sterben, oder ihn todt zu den Ihrigen niederzustrecken."

Marianna ließ ihren Kopf nieder auf die Brust sinken.

„Ja, ja, das ist wahr," murmelte sie, wie mit sich selbst sprechend; „ja, ich war grausam, weil ich nicht den Muth hatte, stark zu sein. Und woher mag das kommen? — Ach! noch von meiner Kindheit her! Man hat mich geschlagen, gemißhandelt, gemartert, um jeden bösen Sauerteig in mir zu ersticken; den Muth, die edle Kraft hat man freilich so in mir ertödtet, nicht aber jenen Sauerteig. Das ist nicht so in Eurer Welt, Ihr Glückskinder, nicht wahr? Euere Erziehung ist eine ganz andere. Wo sollen wir armen Geschöpfe einen Begriff des Unterschiedes zwischen Tugend und Laster herbekommen? Von der Wiege an hat man uns stets nur zwei Worte eingeprägt: Arbeit und Furcht! Und dann wundert man sich noch, zürnt man uns noch, haßt man uns noch, wenn wir bösherzig werden; man will es nicht dulden, daß das rohe, gemeine Blut unserer Väter von Zeit zu Zeit in unseren Adern sich rege, und doch hat Niemand sich noch die Mühe genommen, es zu reinigen, zu bessern. Es thut mir unendlich leid, Madame, allein ich habe die Schule der raffinirten und stolzen Rache nicht besuchen können; ich bin nur ein armes, niedriges Kind des Volkes, und räche mich, wie ich eben weiß und kann, ohne Eitelkeit, ohne Eigenliebe, gewissermaßen instinctiv. Ob ich nach alle Dem werth gewesen bin, von Ihrem jetzigen Manne geliebt zu werden, das ist übrigens eine Frage, die Sie wohl am allerwenigsten zu entscheiden im Stande sind. Was ich aber zuverlässig nicht verdient habe, trotzdem ich nur ein niedriges

Kind des Volkes bin, das ist, von ihm mit solcher Verachtung und Feigheit behandelt worden zu sein; daß er mit mir gespielt hat, wie mit einem Hündchen, und mich geschlagen hat, wie eine Sklavin. Bin ich auch niedrig geboren, bin ich doch frei geboren, und für ein freies Kind des Volkes giebt es nur eine Art, dergleichen Beschimpfungen nachzuempfinden."

„Sie irren Sich," entgegnete Amelie; „was gegen eine rechtmäßige Frau ein unerhörtes Verbrechen sein würde, das ist gegen eine außerhalb dem Gesetze und unter aller Achtung stehenden Frau oft nur eine verdiente, exemplarische Züchtigung. Seien Sie vor allen Dingen rechtlich und ehrbar, wenn Ihnen daran gelegen ist, wie eine rechtliche und ehrbare Frau behandelt zu werden. Warum wollen Sie dieselben Rechte wie Andere beanspruchen? Ihr seid nur Spielzeuge in den Händen der Männer; das wißt Ihr, Ihr laßt es Euch gefallen, Ihr seid es sogar aus eigener, freier Wahl, und doch seid Ihr außer Euch, wenn man Euch früher oder später wie ein Spielzeug, dessen man überdrüssig geworden ist, wegwirft, unbekümmert, ob Ihr dabei zerbrecht! Mit Stolz läßt sich das Unglück nicht zurückerkaufen. Wenn Philipp Sie in einem Augenblicke des Vergessens geschlagen hat, so war es, weil ein höherer Zorn als der seinige ihm den Arm dabei führte. Sie hätten Sich beugen sollen; aber nein, Sie wollten den Kampf, den gemeinen, niedrigen, schmutzigen Kampf; Ihre Waffen sind Betrug, Lüge und Verläumdung. Jetzt steht es weder mehr in

Ihrer, noch in meiner Gewalt, die Folgen aufzuhalten und wir rollen Beide in den von Ihnen gegrabenen Abgrund.“

„Nun denn, um so besser!“ rief Marianna; „denn ich hasse Sie vielleicht noch glühender, als ich ihn geliebt habe! Ich hasse Sie, wegen all' des Glückes, das Sie ihm bereitet haben! Ich hasse Sie, wegen Ihrer reinen und ruhigen Schönheit; ich hasse Sie wegen Ihrer glückseligen, in Spitzen gewickelten, mit Küssen und Liebkosungen überschütteten Kindheit; ich hasse Sie, um Ihrer stolzen und unterrichteten Jugend willen, um Ihres Ranges, Ihres Namens willen, um aller Vorzüge und Glücksgüter willen, womit der blinde Zufall Sie ausgestattet — ich hasse Sie, um Ihrer Ueberlegenheit willen, die mich zur Verzweiflung bringt — hasse Sie endlich, weil ich ihn immer noch liebe!“

„Ha!“ schrie Amelie, sich wie die Bildsäule der empörten Züchtigkeit emporrichtend.

„Begreifen Sie nun, warum mein Haß zwei Klauen hat, warum ich ihn nicht erfassen kann ohne Sie, und Sie nicht ohne ihn? Ja, ja, ich liebe ihn, liebe ihn glühender wie je!“

„Madame —!“

„Sie haben mit mir unter vier Augen sprechen wollen,“ fuhr Marianna fort; „ich habe Ihnen zugehört, habe Sie ruhig alles sagen lassen, was Ihr Haß Ihnen eingab. Jetzt aber will auch ich sprechen. Von Ihnen habe auch ich erfahren, daß ich nur ein Staubkörnchen,

daß ich das niedrigste aller Geschöpfe, daß ich die Beute des Unglücks sei. Sei es denn! Was Sie nicht auszusprechen wagten, habe ich errathen. Sie können es nicht begreifen, warum ich, wenn ich mein Elend fühlte, nicht eine Zufluchtsstätte in den Armen der Religion gesucht habe. Was wollen Sie! als ich ein Kind war, hat man mir nicht einmal das Vater-Unser gelehrt. Wie ich Ihnen gesagt: ich müßte meine eigene Erziehung von vorne beginnen. Aber wie streng auch das Urtheil Dessen lauten mag, der mich einst richten wird, er wird in meinem ganzen Leben nur einen einzigen Fehltritt, nur eine einzige Liebe finden. Ich habe nie einen Anderen, als Philipp geliebt, und ich werde nie einen Anderen, als ihn lieben, aber freilich, auf meine Art, verstehen Sie mich? — wie armer Leute Kinder lieben: grob, egoistisch, ohne Verstand. Sie können das nicht begreifen, das glaube ich wohl; aber ich will ihn nicht glücklich durch eine Andere sehen, lieber soll er durch mich leiden. Ach! wenn ich ihn doch ganz in meine Gewalt bekommen könnte, krank, verlassen, ohne alle Hülfsmittel, ich würde ihn noch viel mehr anbeten, als ich ihn angebetet habe; jeder meiner Augenblicke würde nur ihm gewidmet sein — ich würde ihn mit meiner Liebe tödten. — Ich weiß nicht, wie Sie ihn lieben, Madame, aber ich zweifle, daß Sie ihn mehr — oder auch nur ebenso heiß lieben können!"

Noch niemals hatte Amelie etwas Derartiges gehört.

Die Enthüllung einer solchen wahnsinnigen Leidenschaft erregte in ihr fast Grausen.

„Und wissen Sie," fuhr Marianna fort, die in Ameliens stummer Erstarrung eine Art von Wonne empfand, „wissen Sie, was mich von Zeit und Zeit in meinem tiefsten Elende tröstet? Das ist eine Erinnerung, mir so köstlich wie einem in der Hölle Schmachtenden ein Tropfen frisches Wasser, die Erinnerung an jene drei Monate, wo auch er mich wahrhaft und innig geliebt hat, geliebt, wie er Sie niemals geliebt haben kann!"

„Genug, Madame, genug!"

„Wenn Sie die Liebesschwüre gehört hätten, die er an mich verschwendet, sein Entzücken, seine Seligkeit gesehen hätten, wenn des Abends sein Kopf an meinem Busen ruhete, sein Auge liebetrunken sich in mein Auge versenkte — oh! er war schön, mein Philipp!"

„Wollen Sie wohl schweigen!" rief Amelie außer sich.

„Warum?"

„Weil ich es Ihnen befehle!"

„Sie?" erwiderte Marianna mit verächtlichem Lächeln.

„Feige, Elende, Verworfene!" fuhr Amelie fort, dicht an sie herantretend, „Kind des Schmutzes, das nur Schmutz aufzuraffen weiß, um zu beschimpfen — Weib! das sich besudelt, um Andere zu besudeln!"

Marianna schien diese Schmähungen nicht zu hören; sie stand einen Augenblick wie in sich selbst versunken.

„Laß' sehen!" sprach sie endlich; „Sie sind vom Adel, wie ich vom Theater; was würden sie wohl gegen ein Weib unternehmen, das Sie so haßten, wie ich Sie hasse?"

„Errathen Sie das nicht?"

„Dazu bin ich nicht scharfsinnig genug, dagegen besitze ich Muth genug, um vor nichts zurückzutreten."

„Ist das Ihr Ernst?"

„Stellen Sie mich auf die Probe."

Amelie ging rasch an die Thüre und schob den Riegel vor.

„Was machen Sie denn?" frug Marianna verwundert.

„Sie werden es sogleich sehen."

„Marianna näherte sich der Waffentrophäe und nahm zwei darunter befindliche Degen in Chagrinscheiden von der Wand.

„Errathen Sie es jetzt?"

„Ein Duell?" murmelte Marianna.

„Ein Duell." — — —

Der Leser wird sich über Ameliens, für ihr Geschlecht allerdings seltsamen Entschluß weniger verwundern, wenn er sich dessen erinnern will, was wir in einem der ersten Kapitel dieser Erzählung über die eigenthümliche Erziehungsmethode der Gräfin — und Ameliens außerordentliche Fertigkeit in allen gymnastischen Uebungen gesagt haben.

„Wir sind aber nur Frauen," versetzte Marianna, ohne jedoch irgend eine Spur von Furcht zu zeigen.

„Wir hassen uns wie Männer; warum sollten wir uns nicht schlagen, wie Männer?"

„Ohne Zeugen?"

„Jede von uns wird einige Worte niederschreiben,

welche die Loyalität und vollkommene Ordnung unseres Duells bezeugen; das wird genügen. Die Ueberlebende kann dann ihre Schrift vernichten."

„Aber —"

„Sie zaudern? — Ich wußte es ja wohl!" sprach Amelie mit einem Ausdruck unaussprechlicher Verachtung und die beiden Degen auf den Tisch werfend.

„Ich nehme es an!" rief Marianna.

„So schreiben Sie."

Einige Minuten darauf hätte man ein seltsames Schauspiel in diesem, von dem trüben Lichte eines Regentages erhellten Gemache sehen können. Zwei Frauen, beide jung und schön, die sich auf Degen schlugen, mit flammenden Augen, bleichen Wangen, verhaltenem Athem, sich gegenseitig ausspähend, auf eine Blöße der Gegnerin lauernd. Nie vielleicht waren Männer bei solchem Anlasse sparsamer mit ihren Bewegungen gewesen; beide verweilten manchmal mehrere Secunden wie aus Erz gegossen in ihrer Fechterstellung. Vielleicht wurden die Regeln der Fechtkunst nie weniger beobachtet, als wenigstens von Seiten Marianna's geschah; dafür aber beschützte sie der Instinct der Selbsterhaltung besser, als es die Erinnerungen an die wenigen Fechtstunden, die ihr Philipp einst in guter Zeit zum Scherze ertheilt, vermocht hätte. Amelie dagegen gab, trotzdem — oder vielmehr weil — sie von dem berühmtesten Fechtmeister Unterricht erhalten, viel unvorsichtigere Blößen. Sie verließ sich zu sicher auf ihre Geschicklichkeit, während die Andere lediglich der Kraft

ihres Armes vertraute; und im Augenblicke, wo Amelie eben eine meisterhafte Finte ausführen will, fällt sie von selbst in Marianna's kräftig ausstoßende Klinge.

Die Spitze dringt ihr gerade in die Brust.

Ohne auch nur einen Schrei auszustoßen, sank sie todt zu Boden.

— — — — — — — — — — — — — — —

Philipp Beyle hatte Mariannen anbefohlen, ihm binnen zwei Stunden seine Frau zurückzuschicken.

Sein Befehl ward erfüllt.

# IX.

Wir verließen Herrn Blanchard im Augenblicke, wo er sich von der Mauer des Boulevard der Invaliden auf einen Baumast schwang, um sich von diesem wiederum nach der inneren Seite der Mauer hinabzulassen.

Wie dem freundlichen Leser bereits bekannt ist, fand Herr Blanchard ein besonderes Vergnügen darin, sich jeden Morgen — wie er sich auszudrücken pflegte — einen neuen Horizont zu schaffen, eine Liebhaberei, deren Befriedigung ihm sein Fourgon-Haus leicht möglich machte. Der Kutscher hatte diese Liebhaberei seines Herrn so trefflich studirt, daß dieser ihm endlich sogar die Wahl der Gegend überließ. Hauptregel war nur, die Einförmigkeit zu vermeiden; auf ein Erwachen inmitten eines düsteren Waldes, mußte ein anderes auf einer lachenden Ebene folgen, heute auf einer Höhe, morgen in einem tiefen Thale. Und welche Schwierigkeiten waren nicht dabei zu überwinden! In Folge dieses Studiums der Originalität der Contraste war der

Kutscher ein wahrhafter Künstler in dieser Hinsicht geworden.

Uebrigens erkannte dies auch Herr Blanchard und wußte diese Art von Verdienst geziemend zu belohnen; so oft der wackere Mann eine besonders glückliche Wahl getroffen hatte, ließ er ihn kommen und erfreuete auch ihn mit einer Extragratification; und so kam es denn endlich so weit, daß Herr Blanchard an einem schönen Morgen, als er seine Fensterladen öffnete, die Sonne vom Gipfel des Mont Valerien herab aufgehen, und sie an einem anderen Morgen wieder dem Schooße des Meeres entsteigen sehen konnte.

Eines Morgens — nicht gar lange nach jener Mauerkletterei — ereignete es sich aber, daß Herr Blanchard, als er an das Fenster trat, nichts als eine kahle, graue Mauer vor der Nase hatte.

Er schnitt ein Gesicht, wie ein Gourmand, dem man eine schlechtbereitete Speise vorsetzt.

„Das ist eben nicht sonderlich ergötzend," brummte er; „sehen wir uns die andere Seite an."

Er geht hinüber, öffnet das andere Fenster, und erblickt wiederum nichts als eine graue Mauer.

„Das finde ich denn doch ein wenig gar zu stark," rief er zornig; „ich glaube gar, der Bursche erlaubt sich seinen Scherz mit mir zu treiben. Ich habe ihn verwöhnt, und werde ihm ernstlich den Kopf waschen. Vor allen Dingen aber fort, denn ich stecke ja hier wie in einem Bärenzwinger!"

Er zog dreimal heftig die Klingelschnur, das gewöhnliche Zeichen, die Pferde in Galopp zu setzen.

Aber der Waggon rührte und regte sich nicht von der Stelie.

Sollte irgend etwas daran defect geworden, eine Feder gebrochen sein.

Er zog an einer anderen Klingelschnur, die bestimmt war, den Kammerdiener herbeizurufen.

Aber auch dieses Zeichen blieb ohne Erfolg.

Die Zornröthe stieg diesem Sybariten der Abwechselung auf die Wangen.

„Morbleu!" rief er ingrimmig, „ich glaube die beiden Schlingel sitzen in irgend einem Wirthshause!"

Mit drei Schritten hatte Herr Blanchard Toilettenkabinet, Salon und Vorzimmer durchmessen und befand sich an der Eingangsthüre, die er heftig aufriß. —

„Holla! Poitevin! Baptist! Euch soll ja gleich —"

Die Drohung erstarb aber auf seinen Lippen und er blieb starr vor Staunen auf dem Wagentritte, als er drei anständige, schwarz gekleidete Herren vor sich sah. Im Knopfloche des Aeltesten von ihnen schimmerte das rothe Band der Ehrenlegion. Die beiden Anderen zeigten nichts Besonderes in ihrem Aeußeren, wenn nicht etwa eine schweigsame, nachdenkliche, unentschlossene Haltung.

Herr Blanchard glaubte zunächst drei ehrsame Bürger vor sich zu haben, welche die Neugierde in die Nähe seines ambulanten Wohnhauses gelockt hatte.

Demgemäß trat er wieder in das Vorzimmerchen zurück, ergriff eine Papptafel mit der uns bekannten Inschrift: „Heute keine Vorstellung!“ und hing sie außen an der Eingangsthüre auf.

Die drei neugierigen Bürger schienen jedoch dem Inhalte der Papptafel keine sonderliche Aufmerksamkeit zu schenken, denn statt sich zu entfernen, traten sie sogar einen Schritt näher.

Der Aeltere flüsterte den beiden Anderen einige Worte zu, welche diese durch ihr Kopfnicken zu bestätigen schienen.

„Ein ganz friedlicher Irrsinn, nicht wahr?“ sprach der Eine.

„Er hält sich jedenfalls für irgend eine Sehenswürdigkeit.“

„Es fragt sich, ob dieser Anschlag von seiner Hand geschrieben ist.“

„Wir können ihn ja selbst fragen.“

Herr Blanchard, der diese Reden gehört hatte, war zwar einen Augenblick stutzig darüber geworden, ward aber sogleich darauf von einem so unwiderstehlichen Lachreiz ergriffen, daß er beinahe vom Wagentritte gefallen wäre.

„Sie haben Recht,“ sagte der Herr mit dem Ordensbändchen; „krampfhafte Reizung der Lachnerven; Lustigkeit ohne Grund —“

„Bravo! bravo!“ rief Herr Blanchard, sobald der Lachanfall sich etwas gelegt hatte.

„Vielleicht wäre es gut, wenn wir gleich einen Ver-

such machten, ihn über seine Identität zu befragen?" meinte der Jüngste unter den drei Beobachtern.

„Es wird wenigstens nichts schaden," sagte der Aelteste.

Herr Blanchard fing von Neuem an zu lachen.

„Mein Herr," wendete sich der Aelteste an Blanchard.

„Ja, ja, schon gut! Vortrefflich!" rief Blanchard, sich die Seiten haltend.

„Wollen Sie uns wohl die Ehre erzeigen, uns zu sagen, mein Herr, wer Sie sind?"

„Prächtig! die ganze Scene mit den Aerzten aus Molière!"

„Das scheint eine Art von Theater-Manie zu sein," sagte wieder ein anderer von den Dreien; „er ist im Geiste nur mit theatralischen Angelegenheiten beschäftigt."

„Ja, ja, erst die Braros —"

„Der Anschlag: Heute keine Vorstellung."

„Indessen hat er doch auf meine Frage nicht geantwortet; kein ganz gutes Symptom. Erlauben Sie wohl, daß ich sie ihm in einer anderen Form vorlege?"

„Ich habe nichts dagegen."

„Haben wir vielleicht die Ehre, Herrn Blanchard vor uns zu sehen?"

„Bitte recht sehr! Mein Name ist Blanchard."

„Ist es wahr, daß Herr Blanchard in einem Omnibus wohnt?"

„Nicht geradezu in einem Omnibus, indeß doch in einem Fuhrwerke, das einem Omnibus sehr ähnelt."

„Würden Sie uns wohl erlauben, das Innere zu besehen?"

„Mit dem größten Vergnügen, mein Herr!" antwortete Blanchard mit übertriebenen Höflichkeitsdemonstrationen, als ob er in einer burlesken Comödie mitspiele.

„Sie sehen, er drückt sich ganz gut zusammenhängend aus," sagte wieder der ältere Herr; „die Geistesstörung ist also jedenfalls nur eine partielle; vielleicht ist's auch gar nur eine Manie. Die einfachste und gelindeste Behandlung wird daher auch hier die angemessenste sein."

In diesem Augenblicke stürzte ein kleiner, bleicher, alter Mann, mit scheuen Blicken, unordentlicher Kleidung, in den Hofraum, wo Herrn Blanchard's Fuhrwerk hielt.

„Zu Hilfe! Herbei, meine Leibwachen! Zu mir, meine Cavaliere! Meinen Degen! gebt mir meinen Degen!" schrie der Unglückliche.

Zwei junge, kräftige Männer, die an ihrer Kleidung leicht als Krankenwärter zu erkennen waren, folgten dem kleinen Alten auf dem Fuße nach. Der Eine von ihnen hielt eine Art grauleinenes Gewand, eine sogenannte Zwangsjacke empor, und bereitete sich vor, den Alten darin zu fangen, wie man einem Fisch in einem Netze fängt.

„Sie, der Sie König sind, wie ich!" wendete sich der Wahnsinnige an den Herrn mit dem Bändchen der Ehrenlegion, „stehen Sie mir bei, mein Bruder! Verschaffen Sie mir Gerechtigkeit!"

„Was giebt es denn schon wieder für Lärmen?“ frug der Angeredete unwillig.

„Herr Direktor,“ antwortete einer der Krankenwärter, seine Mütze abnehmend, „wir mögen ihm noch so viel versprechen, daß man ihm seine Staaten zurückgeben werde, er will sich nicht die Douche geben lassen.“

„Herr Marschall!“ rief Derjenige, der so eben mit dem Titel Direktor angeredet worden war, im feierlichen Tone, „und Sie, Herr Erz-Reichskanzler, ich mache es Ihnen zur Pflicht, Se. Majestät, meinen Herrn Bruder, wieder auf seinen Thron zu erheben, und die heilige Salbung noch einmal an seinem königlichen Haupte vollziehen zu lassen.“

„Ha!“ rief der kleine Greis, trunken vor Freude und Stolz, „so ist endlich der Tag der Gerechtigkeit erschienen! Herr Bruder, nehmen Sie unseren königlichen Dank! Vorwärts, Ihr Herren, zu Pferd, zu Pferd! Schnettereteng! Schnettereteng!“

Er schritt wie ein Triumphator vor den beiden Krankenwärtern her in das Haus zurück.

Herr Blanchard hatte diesem Auftritte mit einiger Bestürzung zugesehen.

„Meine Herren,“ sprach er endlich, zwar sehr freundlich, aber doch etwas unruhig, „würden Sie wohl die Güte haben, nun auch mir eine Frage zu beantworten — nämlich die, wie weit ich wohl hier von Paris entfernt bin?“

„Sie sind ungefähr fünf Kilometres von der Barrière du=Trône."

„Jetzt glaube ich Alles zu verstehen," sagte Blanchard, vom Wagentritt herabsteigend; „ich befinde mich hier in Charenton."

„So ist es mein Herr," antwortete der Direktor ernst, „in Charenton=Saint=Maurice."

Herr Blanchard ließ seine Blicke, unruhig und neugierig zugleich rings um sich her schweifen.

In einer der freundlichen Gegenden der Welt gelegen, auf einem mäßigen Hügel, von dem aus man die ganze Landschaft, vom Park von Vincennes bis zu den Inseln der Marne überblickt, erhebt sich Charenton auf seinen unzähligen Bogen, wie eines jener großen italienischen Klöster. Wir kennen kaum etwas Imposanteres und Majestätischeres als dieses, übrigens ganz moderne Gebäude, das sehr geeignet ist, den Neid aller Liebhaber von Phalansterien zu erwecken. Indeß nur zu schnell schwindet diese Bewunderung, um einem anderen Gefühle Platz zu machen, so bald man weiß, daß man nur einen Wohnsitz des Wahnsinnes vor sich steht; man vergißt alle Schönheit und Lieblichkeit der Landschaft, man sieht nur noch auf diese Mauern, deren weiße Farbe das Auge verletzt, deren Höhe und Stärke die Brust beengt.

Dort leben, wie in einer für sich bestehenden Welt, etwa fünfhundert Personen, Männer und Frauen, Alte und Junge, Vornehmere und Geringere, deren Seele bereits dem Körper halb entflohen ist, und nur noch

durch ein letztes, schwaches Band, wie ein gemarterter Vogel, daran gefesselt ist. Es ist eine zweite Menschheit innerhalb der großen, gesammten Menschheit; das in seiner ganzen Absurdität und Räthselhaftigkeit triumphirende Prinzip des Lebens, siegreich thronend auf den Trümmern des menschlichen Geistes und der Intelligenz.

Vom alten Charenton, dem Charenton der königlichen Verhaftbefehle, der willkürlichen Einsperrungen, sind nur noch einige wenige Gebäude übrig, eine Gruppe mit Schiefer gedeckter Pavillons auf dem Abhange des Hügels. Das neue Charenton, ganz im Einklange mit seiner jetzigen Bestimmung, schließt so zu sagen nur die Aristokratie des Wahnsinnes ein; man nimmt nur Geisteskranke auf, die entweder reich genug sind, um die nicht wohlfeile Pension zu bezahlen, oder die sich doch so viel Verdienst um die Regierung erworben haben, daß diese sich bewogen fühlt, sie zu zahlen. Darum ist es auch ein Ort des guten Geschmacks, wo die Accorde des Pianoforte sich mit dem Klappern der Schachfiguren, oder der Triktrakbecher vermischen, wo die Pflege der Blumen und Gewächse mit künstlerischen Arbeiten und Stickereien abwechselt, wo die Träume — die freilich oft sehr wunderlicher Art sind, methodisch mit dem Spielen des Cigarrendampfes sich verflüchtigen.

Die letzten, an politischen Kämpfen und Krämpfen so reichen Jahre, haben Charenton so manchen neuen Gast geliefert; der unzähligen, wie die Pilze aus der Erde wachsenden, anderen öffentlichen oder Privatanstalten

gar nicht zu gedenken. Es giebt auch hier, wie bei der Fruchterndte, ergiebige und schlechte Jahre.

Man kommt nach Charenton durch eine allerliebste, schattige Alle, längs eines munteren Wässerchens mit rasenbedeckten Ufern, die von Entfernung zu Entfernung durch niedliche Holzbrücken verbunden sind. Nach einem Marsche von etwa zehn Minuten erblickt man links ein Gitterthor.

Hier ist es.

Man ersieht also, daß der Ort, Alles in Allem genommen, gar nicht so schreckhaft ist; es beruht hauptsächlich auf einem Vorurtheile, das wie ein Gespenst am Eingange lauert.

Die Poesie jenes Weges war freilich für Herrn Blanchard verloren gegangen, da er während seines ganzen Transportes hierher fest geschlafen hatte; dafür verlor er auch nicht das allerkleinste Detail von der äußeren Architektur des Hospitiums. Wie so viele andere Personen hatte er sich Charenton bis dahin als ein schwarzes, finsteres Geniste vorgestellt, zwischen Gestrüpp und Felsen versteckt; er war daher erstaunt, geblendet, als er sich plötzlich einem schönen, monumentalen Gebäude gegenüber sah, mit übereinander dahinlaufenden Galerien, imposant wie eine römische Wasserleitung und elegant wie ein Palast.

Nachdem er sich dasselbe genugsam beschaut, wendete er sich wieder an den älteren Herrn mit dem Orden.

„Ich habe Sie so eben als Herr Direktor anreden

gehört," sagte Herr Blanchard; „demgemäß habe ich vermuthlich die Ehre, in Ihnen den Direktor dieser Anstalt zu begrüßen?"

„Ja, mein Herr."

„In diesem Falle, und da ich es irgend einer Albernheit meiner Leute zu danken habe, mich so unvermuthet hier zu sehen, würden Sie mir wohl einstweilen erlauben, Ihre Anstalt zu besichtigen?"

„Diesen Vorschlag wollte ich Ihnen so eben machen," sagte der Direktor höchst dienstbereit.

„Und wenn es Ihnen dann vielleicht gefällig wäre," fuhr Blanchard fort, „ein kleines Frühstück in meinem bescheidenen Räderhause einzunehmen — es würde mir ein besonderes Vergnügen sein, Ihnen die Honneurs machen zu dürfen."

Der Direktor wechselte einen beifällig lächelnden Blick mit seinen beiden Begleitern.

Dann fanden die üblichen Höflichkeitsversicherungen und Complimente wegen des Vortrittes statt.

Herr Blanchard stieg eine hohe Freitreppe hinan, die zum Hauptgebäude führte. Fast mit jeder Stufe entdeckte das Auge neue landschaftliche Schönheiten: wogende Saatfelder, üppig grüne Wiesen, von malerischen Baumgruppen unterbrochen, Waldungen, Dörfer, sich schlängelnde Wege, die blitzende und schimmernde Marne; die Luft war so rein und durchsichtig, daß man noch bis in die weiteste Ferne alle Gegenstände unterscheiden konnte. Die Wolken thürmten ihre blendenden Schneeberge auf,

zwischen denen die Sonne ihre goldenen Strahlen auf die Landschaft warf.

Man schritt durch eine Art von Eintrittshalle und befand sich nun im inneren Hofe der Anstalt.

Hier gab der Direktor einem der Krankenwärter ein Zeichen, näher zu treten.

„Chavet, haben Sie des Herrn Zimmer in Stand gesetzt?" frug er diesen.

„Aha! dieser Herr ist der neue Pensionair!" sagte der Krankenwärter, Blanchard ansehend.

„Ja. Sie werden ihn nach Nummer 10 führen."

Und zu Blanchard gewendet, fuhr der Direktor in einem väterlichen Tone fort:

„Sie werden sich ganz gut da befinden; es wird Ihnen an nichts fehlen. Die ganze Abtheilung, in der ich Sie unterbringe, besteht nur aus lauter ruhigen, freundlichen Leuten, ja mehrere darunter befinden sich auf bestem Wege der Genesung. Entschuldigen Sie, wenn ich Sie so bald wieder verlasse, aber mein Amt als Dircktor nimmt mich zu sehr in Anspruch, wir sehen uns jedoch bald wieder, denn ich setze voraus, daß Sie mit uns an der Tafel frühstücken werden. Haben Sie gehört, Chavet? der Herr wird heute an meiner Tafel frühstücken."

„Wohin soll ich sein Couvert legen?" frug Chavet.

„Neben den Romandichter — zwischen dem Romandichter und dem Obristen."

Der Direktor war im Begriffe, sich zu entfernen, als

Herr Blanchard, der bisher starr vor Erstaunen geblieben war, plötzlich erwachte und den Direktor am Arme faßte.

„Nur ein Wort!“ sprach er.

„Was wünschen Sie?“

„Was soll das Alles bedeuten? von wem sprechen Sie denn da?“

„Chavet wird Ihnen die Hausordnung mittheilen; er ist einer unserer besten und ältesten Wärter. Entschuldigen Sie, aber ich habe ein wenig Eile —“

„Aber ich verlange durchaus zu wissen — “

Der Direktor wendete sich lächelnd zu seinen Begleitern:

„Habe ich es Ihnen nicht gesagt? Immer wieder das alte Lied, das ich schon seit fünfzehn Jahren hören muß: Alle verlangen durchaus zu wissen —! Freilich singe ich ihnen auch seit fünfzehn Jahren immer wieder die alte Antwort vor: Sie werden gleich sehen.“

Herr Blanchard runzelte die Stirn bei dieser familiären Sprache.

„Nur eine einzige Frage, mein Herr,“ sprach er kurz.

„Fragen Sie.“

„Hat man mich etwa hierhergebracht, um hier gefangen gehalten zu werden?“

„Gefangen? das nun eben nicht. Aber um einige Tage unter ärztlicher Behandlung zu bleiben, wie sie eben Ihre krankhafte Aufregung nöthig macht, — eine Aufregung, von der Sie selbst vielleicht sich keine Rechenschaft geben können, die aber existirt, die constatirt ist. Diese Behandlung ist übrigens, wie Sie sich auch selbst

überzeugen werden, kaum eine ärztliche Behandlung zu nennen: einige Bäder, Spaziergänge, eine angemessene Diät, Zerstreuungen. Wir wissen wohl, daß man sich in der Welt eine ganz andere Vorstellung von Charenton macht, eine fürchterliche Vorstellung; das bloße Wort flößt Vielen schon Schrecken ein. — Aber das sind alte Weibermärchen, Hirngespinnste, und gewiß werden auch Sie, mein bester Herr, sehr bald von diesem Vorurtheile zurückkommen — wenn anders dasselbe jemals von Ihnen getheilt worden sein sollte.“

Diese Rede, die, wie der Direktor gesagt hatte, fast bei allen Neuankommenden, dafern sie nicht vollständig ihres Verstandes beraubt waren, als Bewillkommnungsrede diente, war mit jener freundlich milden Salbung und Zutraulichkeit gesprochen worden, die bei jedem Anderen, als Herrn Blanchard, ihre Wirkung nicht verfehlt hätte.

Herr Blanchard war aber nicht der Mann danach, sich mit schönen Redensarten abfertigen zu lassen. Sich mühsam beherrschend, erwiderte er:

„Mein Herr, ich will mich allenfalls herbeilassen, ihre Worte ernstlich zu nehmen und einen Augenblick darauf eingehen. Sie werden mir dagegen den Gefallen erzeigen, mir zu sagen, auf wessen Veranstaltung ich hierher gebracht worden bin, und Kraft welcher Autorität man mich hier gewaltsam zurückhält?“

„Sehr gern, mein Herr. Alles ist dabei nach hergebrachter Ordnung und ganz gesetzlich zugegangen; das

heißt, Ihre Herrschaffung ist auf ein Zeugniß Ihres Arztes veranstaltet worden —"

„Ich habe gar keinen Arzt und habe, Gott sei Dank, seit zwanzig Jahren keines Arztes bedurft."

„Welches Zeugniß," fuhr der Direktor fort, ohne sich durch Blanchard's Unterbrechung stören zu lassen, „welches Zeugniß vorschriftsmäßig von ihm an die Polizei-Präfektur eingegeben worden ist. Das ist der so übliche Geschäftsgang. Wünschen Sie noch irgend eine andere Auskunft von mir zu erfahren? In diesem Falle muß ich Sie bitten, sich möglichst kurz zu fassen, da Amtsgeschäfte mich dringend in Anspruch nehmen."

„Ich werde Ihrem Wunsche nachkommen, und mich ganz kurz fassen," antwortete Blanchard ironisch. „Nehmen wir den Fall an, ich würde dieser — Mystification, denn weiter ist es nichts, müde, welche Mittel und Wege muß ich einschlagen, um ihr ein Ende zu machen?"

„Nummer zwei," wendete sich der Director wieder an die beiden anderen Herren, „sie behaupten Alle, das Opfer irgend einer Mystification zu sein."

Dann fuhr er, mit demselben freundlichen Lächeln sich wieder an Blanchard wendend, fort:

„Mein werther Herr, das Kürzeste und Beste wird sein, wenn Sie sich ein wenig in Geduld fassen und den Besuch unseres Oberarztes abwarten. Er allein kann hier entscheiden, ob und in wiefern Ihre Freilassung erfolgen kann. Dieser Besuch findet in der Regel, und wenn nicht außerordentliche Fälle seine sofortige Berufung nöthig

machen, einen Tag um den anderen statt. Diesen Morgen ist der Oberarzt hier gewesen, und sonach werden Sie ihm spätestens übermorgen ihre Gründe zur Entscheidung mittheilen können; er wird Sie mit aller Rücksicht und Aufmerksamkeit anhören, die Sie beanspruchen können; und ich zweifle nicht, daß es Ihnen gelingen werde, die Uebereilung, oder, wenn Sie wollen, die Intriguen aufzuhellen, durch die Sie hierhergekommen sind. Einstweilen aber gebe ich Ihnen den wohlgemeinten Rath, sich jeden Gedanken an Widersetzlichkeit aus dem Sinne zu schlagen, wenn Sie sich nicht selbst Unannehmlichkeiten bereiten wollen."

Der Direktor fuhr sich mit dem Lächeln höchster Selbstzufriedenheit mit der Zungenspitze über die Lippen.

„Kann ich schreiben?" frug Blanchard kurz.

„So viel Sie wollen, und was Sie wollen. Nur mache ich Ihnen bemerklich, daß alle Ihre Briefe von mir gelesen werden müssen, und deren Absendung lediglich von der Entscheidung unseres trefflichen Oberarztes abhängt. Haben Sie mich verstanden?"

„Mein Herr, Sie drücken sich so deutlich und klar aus, daß jedes Kind Sie verstehen muß, und ich danke Ihnen für Ihre Gefälligkeit. Ich habe nichts mehr hinzuzufügen."

„Das freut mich außerordentlich, und ich gebe Ihnen nochmals die Versicherung, daß von meiner Seite Alles geschehen wird, was in meinen Kräften steht, um Ihnen den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Ich

habe es keinen Augenblick bezweifelt, daß wir uns vollkommen verständigen würden."

Nach gegenseitiger höflicher Begrüßung folgte Herr Blanchard dem Krankenwärter, dessen Pflege und Obhut er übergeben worden war. Er ging mit diesem durch mehrere Abtheilungen der Anstalt, und kam endlich in die, der man ihn zugetheilt hatte. In einem großen, schönen Hofe, mit zierlichen Bogengängen ringsumher, die bei ungünstigem Wetter als Spaziergang dienen konnten, gingen etwa dreißig Individuen, anscheinend höchst ruhig und friedlich, wie der Direktor es Blanchard vorhergesagt hatte, theils einzeln, theils paarweise auf und ab. Andere wieder hielten sich in einem Saale des Erdgeschosses auf, wo sie lasen, spielten, rauchten, je nachdem es einem Jeden beliebte.

Herr Blanchard, der sich bis dahin eines heftigen Widerwillens, einer gewissen Niedergeschlagenheit nicht hatte erwehren können, fühlte nach und nach seine Besorgnisse schwinden; nichts schien ihm bis jetzt darauf hinzudeuten, daß er sich hier in einer Irrenanstalt befinde.

Der Krankenwärter Chavet führte ihn in sein Zimmer.

Er fand ein freundliches, fast luxuriös ausgestattetes Gemach: elegante Meubeln, Teppiche, ein geschmackvolles Kamin, vor allem aber gewährte ihm ein Blick durch die Fenster eine wahrhaft paradiesische Aussicht.

„Wenn der Herr sich an die Hausgebräuche gewöhnt hat," sagte Chavet, „wird es dem Herrn freigestellt sein, sich auf seine Kosten einen Diener zu halten, der aus-

schließlich zu seiner Verfügung gestellt sein und in einem anstoßenden Kabinet schlafen wird."

„So so," murmelte Blanchard.

„Wir haben mehrere Pensionaire, die eigene Kammerdiener haben, wie zum Beispiel, der Herr Obrist."

„Wer ist dieser Herr Obrist?"

„Es ist derselbe Herr, neben dem Sie bei Tische sitzen werden, ein braver, vortrefflicher Herr — nur mache ich Sie aufmerksam, sich durch seine Manie nicht irre machen zu lassen."

„Worin besteht diese?"

„Er bildet sich ein, er wäre mit Stroh ausgestopft."

„Alle Tausend! — Nun, ich werde ihm nicht widersprechen."

„Hat der Herr für den Augenblick etwas zu befehlen?

„Nein, bester Mann; ich danke."

„Uebrigens ist hier der Klingelzug, sobald der Herr irgend etwas wünschen sollte."

„Schön. — Noch Eines: bin ich etwa auf mein Zimmer beschränkt?"

„Keineswegs. Innerhalb der Abtheilung kann der Herr überall hingehen, wohin es ihm beliebt; in den Hof, in den Salon —"

„Gut, lieber Freund, gut."

Chavet entfernte sich.

Das Erste, was Blanchard that, sobald er sich allein sah, war natürlich, eine nochmalige Inspection seines

Zimmers vorzunehmen, worauf er sich mit einiger Schüchternheit in den Hof hinabwagte.

Die Kranken — oder Pensionaire, wie der Krankenwärter sich ausgedrückt, hatten größtentheils eine gravitätische Haltung, die Blanchard etwas imponirte; einige gingen Arm in Arm spazieren, und er fing hin und wieder Bruchstücke ihrer Unterhaltung auf, die ihm vollkommen verständig erschienen.

Nach Verlauf einer halben Stunde fühlte sich Blanchard namenlos verlegen: sollte er einen seiner neuen Collegen anreden, oder es abwarten, bis einer ihn anreden würde? Sie bezeigten nicht die mindeste Neugierde in Betreff seiner, und das überraschte ihn dermaßen, daß er im Begriffe war, sich zu fragen, ob er sich wirklich in Charenton, und nicht vielmehr in irgend einem Athenäum befinde.

Endlich riß ihn einer der Herren aus seiner Ungewißheit.

Es war ein großer, junger Mann, mit dunklen Haaren und Augen, einfach, aber sehr anständig gekleidet.

Er näherte sich Blanchard sehr höflich.

„Sie sind erst seit Kurzem hier, mein Herr, wie es scheint?" redete er ihn an.

„Seit etwa einer Stunde, mein Herr."

„Ganz recht; ich sah Sie vorhin mit Chavet an uns vorübergehen. Sie werden die Hausordnung sehr gelind und keineswegs belästigend finden. Was die Unglücklichen

betrifft, deren Gesellschaft Ihnen hier aufgenöthigt ist, so sind sie alle eben so unschädlich und harmlos wie ich."

„Mein Herr" — stammelte Blanchard immer verlegener, den jungen Mann forschend anblickend.

„Ich errathe, was Sie jetzt in Gedanken beschäftigt," fuhr der junge Mann lächelnd fort; „Sie suchen in meiner Physiognomie nach irgend welchen Spuren meines Irrsinns; Sie werden keine finden. Das hat einen sehr einfachen und dennoch, wie die Psychologen behaupten, höchst seltenen Grund: ich weiß es, daß ich verrückt bin."

„In der That —!"

„Ja wohl, und in diesem Bewußtsein liegt zugleich meine Ueberlegenheit und mein Unglück. Die Wissenschaft wird mir mein Hellsehen niemals vergeben."

„Da Sie es selbst sind, mein Herr, der diesen delicaten Punkt zuerst berührt, so werden Sie mir hoffentlich auch die unbescheidene Frage verzeihen, worin den eigentlich ihre Geistesstörung besteht, und auf welche Weise sie sich kund giebt?"

„Das ist ganz einfach," antwortete der junge Mann, „ich besitze, so zu sagen, gar keine eigene Verrücktheit, sondern ich borge mir die Anderer, wenn sie deren eben nicht benöthigt sind. Wenn wir erst nähere Bekanntschaft miteinander gemacht haben werden, mein Herr, so werde ich Sie bitten, mir dann und wann die Ihrige zu leihen — wenn Sie nämlich nicht selbst zu sehr darauf halten. Ich bezahle hier nur den halben Pensionsbetrag, und meine Mittel erlauben mir daher nicht, über eine

eigene und specielle Verrücktheit zu verfügen. Ich muß daher von der Gesammtmasse zehren. Uebrigens hat man mir bis jetzt immer sehr bereitwillig geborgt und ich habe mich in dieser Beziehung durchaus nicht zu beklagen; ja, ich kann wohl sagen, daß ich einen fast unbeschränkten Credit genieße — den ich aber auch niemals mißbrauche. Diesen Morgen erst hat mir jener dicke Herr dort, der sich auf das Geländer stützt, seine Verrücktheit geliehen, die darin besteht, daß er sich für den Letzten der Mohicaner hält; ich habe sie ihm so eben erst, nachdem ich mich derselben etwa eine Stunde bedient, gewissenhaft zurückerstattet, und das ist auch der Grund, warum Sie mich jetzt im Zustande der vollkommensten Ruhe finden."

Herr Blanchard stand starr vor Verwunderung.

Hatte er es vielleicht nur mit einem munteren Spaßvogel zu thun, der ihn foppen wollte, oder mit einem wirklich Verrückten?

Indem er so schweigend neben dem jungen Manne herging, sah er einen anderen rasch an sich vorbeigehen, der sehr geschäftig schien und einen Bogen Papier an einem der Pfeiler anklebte.

Blanchard trat näher und las:

„Tagesbefehl.

„Elftes Jahr der neuen Hygiea.

„Sobald der Schleim im Unmaaße bei Euch überhand nimmt, empfindet Ihr Magenleiden, Kopfweh und Seitenstechen,

„Der Magen kann den Speichel nicht mehr aufnehmen und selbst die leckersten Gerichte ekeln Euch an,

„Der Puls ist schwach, träge, intermittirend, und in Folge des wässerigen Krankheitsstoffes träumt man sehr häufig, man ertrinke,

„Mein Freund Teyssonneau befindet sich in diesem Falle und während der letzten zwei Jahre hat er siebzehn Monate im Bette zugebracht,

„Ich habe ihn völlig hergestellt, wie man in der Straße Aumaire erfragen kann.

„Ich sage das nicht wegen der 30 Francs, die mir der arme Junge noch schuldig ist, denn ich schenke sie ihm recht gern,

„Seine Frau ist eine entfernte Anverwandte von mir,

„Auch sie habe ich vom Sodbrennen geheilt,

„Vermeidet besonders alle heftigen Aufregungen!“

# X.

Nach und nach fingen die Insassen der königlichen Irrenanstalt von Charenton an, ihre Zurückhaltung gegen Herrn Blanchard abzulegen. Einige derselben erbaten sich sogar die Ehre, ihm vorgestellt zu werden, und der große junge Mann übernahm mit großer Freundlichkeit das Amt des Ceremonienmeisters.

So sah denn Herr Blanchard eine ganze Galerie von Geisteskranken der verschiedensten Art an sich vorüberziehen. Einige gewährten ihm ganz besonderes Interesse. Da war Einer, der mit den Winden sprach, eine Harmonica in der Brust zu haben behauptete und den Untergang des Papstthums prophezeihete.

Ein Anderer verließ ihn plötzlich, nachdem er sich über eine Viertelstunde höchst vernünftig mit ihm unterhalten, indem er ihm ankündigte, es sei jetzt die Stunde gekommen, während welcher er regelmäßig alle Tage einen Besuch bei den Gegenfüßlern abzustatten pflege, zu wel-

chem Zwecke er sich ein großes Loch im Garten gegraben zu haben einbildete.

Dann sahe er einen anderen Verrückten, eine Art von Fakir, oder Simon von Stilites, der unbeweglich dastand, weil, wie er behauptete, auch die Zeit so eben einen Stillstand mache.

„Ich warte, bis sie sich wieder in Bewegung setzt, um es dann auch so zu machen," sagte er, wenn man ihn fragte.

Es waren dies die einzigen Worte, die man ihm zu entlocken vermochte; übrigens war es ein kräftiger, robuster Bursche, den man ankleiden, mit Gewalt von einem Orte zum anderen tragen, füttern und zu Bett schaffen mußte.

Ferner einen arithmetischen Verrückten, der unausstehlichste von allen, ein lebendiges Zahlenregister, der alles in Zahlen übersetzte, nur nach Zahlen handelte und in Zahlen sprach. Die Buchstaben des Alphabets hatte er in die entsprechenden Zahlen verwandelt, in deren Gebrauch beim Sprechen er sich eine fabelhafte Geschicklichkeit erworben hatte; er warf die Zahlen untereinander und spielte damit, wie ein Jongleur mit den vergoldeten Kugeln.

Als er Blanchard begrüßte, sagte er mit unglaublicher Geschwindigkeit:

**7, 20, 19, 5, 13, — 12, 14, 17, 7, 5, 13!**

Das hieß: guten Morgen.

Gleich darauf:

22, 1, 18, — 7, 9, 5, 2, 19, — 5, 18, — 13, 5, 20, 5, 18?"

Das hieß: was giebt es Neues?

Das Schlimmste war, daß er von Jedem, der so unglücklich war, in seine Hände zu fallen, verlangte, er solle in gleicher Weise mit ihm sprechen.

Ganz natürlich beeilte sich Blanchard von diesem lebendigen Rechenexempel los zukommen, und ging ihm aus dem Wege, wo er es nur von fern erblickte.

Ferner sah er einige jener unglücklichen Erfindungsgenies, deren eigene Erfindungen sie um den Verstand gebracht hatten; da standen sie und zogen allerhand geheimnißvolle metrische Linien an der Wand; ihre ganze Haltung, ihr starrer Blick, sprach es aus, daß ihre ganze geistige Thätigkeit nur auf einen einzigen Punkt concentrirt war.

Blanchard ging mit einer Art von Ehrfurcht an diesen Schlachtopfern der menschlichen Erfindungskraft vorüber.

Der große junge Mann, der sich ihm als Cicerone zur Verfügung gestellt hatte, lud ihn ein, in den Salon zu treten.

Eine Galerie von Zuschauern stand rings um das Billard, aber ohne die Spieler im mindesten zu belästigen.

Eine Boule-Partie war im vollen Gange.

Sie ward mit einer Ruhe und Ordnung gespielt,

daß man hätte meinen mögen, man befinde sich in irgend einem Caféhause des Palais-Royal.

Ein alter Herr, mit fast automatischen Bewegungen und zwei mächtigen goldenen Epauletten auf seinem schwarzen Frack, klopfte Blanchard leise und artig auf die Schultern.

Blanchard wendete sich um und glaubte dem Aeußeren nach jenen Obristen vor sich zu haben, von dem ihm der Krankenwärter schon erzählt hatte.

„Verzeihen Sie, daß ich mir die außerordentliche Freiheit nehme, Sie zu stören," sprach der Mann ungemein freundlich und so leise wie möglich.

„Bitte recht sehr; stehe ganz zu Diensten.'

„Sie scheinen mir ein Mann von vielem Geschmacke zu sein, und ich wünschte sehr, Sie um Ihre Meinung zu befragen."

„Worüber, mein Herr?"

„Ich bin im Voraus überzeugt, daß meine Frage Ihnen nicht ein Gegenstand des Spottes sein wird, wie den Anderen."

„Ganz gewiß nicht."

„Finden Sie mich gut ausgestopft?"

„Je nun — gar nicht übel."

„Aufrichtig gestanden, ich bin durchaus nicht zufrieden damit," erwiderte der Obrist mit dem Ausdrucke tiefster Betrübniß.

„Vielleicht sind Sie gar zu strenge in Ihren Anforderungen."

„Das sagt mir alle Welt, aber zu meinem Unglücke weiß ich nur zu gut, woran ich bin. Ehedem stopfte man viel besser aus. Ich bezweifle, daß ich mich zehn Jahre halte.“

„Oh — gewiß!“

„Nein, nein, nein; man hat zu sehr mit dem Material gegeizt; ich war schon mehrmals genöthigt, mich selbst auszubessern. Und dann, es ist mir auch Geruch verblieben.“

„Da irren Sie Sich, mein werther Herr; ich habe doch sonst eine treffliche Nase, aber ich rieche nicht das Mindeste.“

„Haben Sie vielleicht zufälligerweise etwas Stroh bei Sich?“

„Stroh? — nein.“

„Das ist sehr schade; Sie hätten es mir in die Ohren stopfen können. Wenn Sie Sich irgendwo welches verschaffen können, so erzeigen Sie mir den Gefallen, es für mich in Beschlag zu nehmen. Ich will mir auch vom Krankenwärter eine Nähnädel und Zwirn geben lassen, denn leider bemerke ich jeden Tag mit Schrecken, daß ich in den Nähten platze.“

Nach diesen, mit unendlicher Traurigkeit gesprochenen Worten entfernte sich der Obrist mit ganz kleinen Schrittchen.

„Wie ist er nur zu dieser drolligen Idee gekommen?“ frug Blanchard seinen Cicerone; „hält er sich denn für einen Vogel, oder irgend ein vierfüßiges Thier?“

„Keineswegs; man sagt, sein Uebel wäre von seinen

vielen Wunden her, die er im Kriege bekommen, und jetzt ist sein ganzes Streben dahin gerichtet, als eine Sehenswürdigkeit im Artilleriemuseum aufgestellt zu werden."

Herr Blanchard fing schon allmälig an, sich nicht mehr zu verwundern; Alles erschien ihm schon ganz natürlich.

„Wenn es Ihnen vielleicht Spaß macht, einen Pensionair kennen zu lernen, der vollkommen von seiner Thierheit überzeugt ist," sagte der große junge Mann, „so blicken Sie dorthin. Sehen Sie jenes Individuum in der drohenden, leidenschaftlichen Stellung? Ich bin überzeugt, daß er sich in diesem Augenblicke für den Drachen des heiligen Michael hält. Er ist ein Verrückter, wie Sie, und ich."

„Ich danke Ihnen," antwortete Blanchard ganz ruhig.

„Er meint das Monopol zu besitzen, nach und nach alle merkwürdigen und berühmten Thiere der Geschichte und der Fabel vorzustellen. Gestern früh zum Beispiel begrüßte er uns mit einem schmetternden Kikeriki; er bildete sich ein, der Hahn des heiligen Petrus zu sein. Einige Tage zuvor war er der Ochse des Evangelisten Lucas gewesen und hatte demgemäß auch so gebrüllt. Er wählt sich aber nicht immer so fromme Thiere und zuweilen macht seine Verrücktheit auch Ausflüge in das Reich der Mythologie. Ich habe sogar Grund, zu vermuthen, daß er deßhalb hierher gebracht worden ist, weil er sich gar zu lebhaft und auf indiscrete Weise einbildete, der Schwan irgend einer modernen Leda zu sein.

Doch das geht mich weiter nichts an. Nächstens können Sie ihn wie ein Pferd wiehern hören; dann hält er sich für Alexander's Bucephalus; oder er hält sich für Peliſſan's Spinne, und kriecht auch so am Boden herum. Neulich wurde seine Verrücktheit ein wenig unbequem; er sprang mir an die Gurgel, weil er sich für den Hund des Aubry, und mich für den Ritter Macaire hielt; andern Tages aber bereuete er es bitterlich und vergoß helle Thränen; da war er wiederum die Rehkuh der heiligen Genoveva."

„Ich finde, daß die Armen alle eine merkwürdige Erfindungsgabe beſitzen," bemerkte Herr Blanchard.

„Das ist sehr begreiflich; sie haben ja den lieben langen Tag nichts anderes zu thun."

„Da haben Sie allerdings Recht. Aber dort sehe ich Einige, die in unseren vorzüglichsten Journalen leſen. Fürchtet man denn nicht, daß politische Phantaſten dadurch bei ihnen hervorgerufen werden können?"

„Nicht im Geringsten. Zuerst sind die politisch Verrückten, im vollen Sinne des Wortes, in einer ganz beſonderen Abtheilung untergebracht, die sie für sich allein bilden, weil sie fast in der Regel zankſüchtig, bösartig sind, Händel, ja sogar Schlägereien anfangen, also eine viel speciellere Aufſicht verlangen. Unter den Verrückten unserer Abtheilung, die die zehnte ist, werden Sie niemals, oder doch nur äußerst selten, leidenschaftliche Ausbrüche finden, die aber unschädlich und mehr die Folge solcher Einbildungen sind, wie z. B. jene vom Hund des

Aubry. In unserer Abtheilung ist es erlaubt, sich für eigene Rechnung auf jedes beliebige Journal zu abonniren. Leider gestatten mir meine bescheidenen Mittel nicht einen solchen Genuß."

Dieser erste Tag erschien Blanchard weder lang, noch langweilig; im Gegentheile, dieser Schwarm von personificirten Träumen und Phantasien gewährte ihm eine höchst interessante Unterhaltung. Zudem liebte und suchte er neue und piquante Geistesanregungen, deßhalb hatte er ja nach Constantinopel gehen wollen. Charenton gewährte ihm gleichsam einen Vorgeschmack der Türkei.

Bei Tisch fand er sein Couvert, wie man ihm bereits gesagt hatte, zwischen dem Obristen und einem noch jungen Manne, den man ihm als den Romandichter bezeichnete.

Es galt als eine große Ehre, an dieser Tafel zu speisen, an welcher der Direktor selbst den Vorsitz hatte, und nur Solche wurden dieser Auszeichnung theilhaftig, die sich ihrer durch ein ruhiges und musterhaftes Benehmen würdig bewiesen hatten.

An diesem Tage waren etwa Dreißig von der Elite der Pensionaire eingeladen worden.

Der Direktor erkannte Blanchard von weitem, und begrüßte ihn mit äußerst freundlichem Handwinken.

Sobald man sich zu Tisch gesetzt hatte, neigte sich der Romandichter zu Blanchard's Ohr und flüsterte ihm zu:

„An einem schönen Morgen des Monats Juni sah

man einen Ritter am Ufer der Schelde entlang reiten; seine Züge drückten Muth und Offenheit aus; sein Helmbusch schwankte im Winde hin und her —"

„Ich kenne das schon, ich kenne das," beeilte sich Blanchard ihn zu unterbrechen.

„Das ist schade," murmelte der Romanschreiber traurig; „aber ich habe noch andere: O meine Juanna! schwöre mir, daß Du nie einem Anderen angehören willst, als Deinem Paolo — so rief in der Sierra von Aragonien ein junger Mann, den man an seinem entschlossenen Wesen, an seiner von der Sonne gebräunten Gesichtsfarbe und seiner mit Stickereien und vielen Knöpfen verzierten Jacke leicht als einen Maulthiertreiber erkennen konnte —"

„Das kenne ich ebenfalls."

„Sie müssen außerordentlich belesen sein."

In diesem Augenblicke sprang einer der Verrückten, der nur wenige Plätze von Blanchard saß, schnell auf und schüttete ein kleines Pülverchen in Blanchard's Teller.

„Was ist das?" rief dieser erschrocken.

„Jetzt kosten Sie einmal gefälligst Ihre Suppe," sagte der Verrückte triumphirend, sich wieder an seinen Platz setzend.

„Na, na! schon wieder, Herr Corbulon?" rief der Direktor drohend vom oberen Ende der Tafel her.

„Um's Himmelswillen, was hat er nur in meine Suppe gethan?" frug Blanchard seinen Nachbar, den Obristen.

„Durchaus nichts Schädliches, etwas Zucker und Mehl. Es ist ein närrisches Original, das sich einbildet, das Recept zur himmlischen Ambrosia ausfindig gemacht zu haben.“

„Wenn er das bei jedem neuen Gerichte auch so macht, müßte ich denn doch ergebenst danken —“

„O nein! mehr als einmal geschieht es nie —“

„Ein aufmerksamer Beobachter,“ flüsterte der Romanschreiber wieder von der anderen Seite in Blanchard's Ohr, „würde in der Straße Grosse-Ecritoire in Rheims noch vor etwa dreißig Jahren ein Haus von düsterem Ansehen, und im lombardischen Style erbaut, bemerkt haben. An einem seiner schmalen, hohen Fenster, dessen kleine Scheiben noch nach alterthümlicher Weise in Blei gefaßt waren, erschien zuweilen der reizende Kopf eines jungen Mädchens —“

„Nicht länger als vorgestern habe ich diesen Anfang gelesen,“ sagte Blanchard wieder geschwind.

„So muß man ihn mir gestohlen haben!“

„Leicht möglich.“

Während dieses kurzen Gespräches hatte ein Verrückter, der Blanchard schrägüber saß, diesem ganz ungenirt das Cotelett vom Teller genommen.

Blanchard wollte protestiren.

„Sagen Sie nichts, Sagen Sie nichts!“ rief der Coteletten räuber rasch; „ich bin ja unsichtbar!“

„Cornibieu! Pasque-Dieu! Sambristie! ich schwöre,

meine Herren Cavaliere, daß wenigstens vier von Ihnen auf dem Platze bleiben sollen! — rief der dicke Amaury seinen schweren, reichciselirten Weinhumpen erhebend —"

„Ich bitte dringend, mein Herr! genug, genug!" sagte Blanchard, bei dem die üble Laune über diese ewigen Romanbruchstückchen zu erwachen schien.

„Es ist eine Episode aus dem Kriege der Albigenser," murmelte der Romandichter verlegen.

„Kann sein, aber ich habe es schon gelesen."

„Sie haben aber auch Alles gelesen!"

Seit einigen Secunden horchte Blanchard auf ein eigenthümliches Geräusch, eine Art Kratzen, das von der Seite des Obristen zu kommen schien.

„Hören Sie nichts?" frug er diesen.

„Pst!"

„Was denn?"

„Lassen Sie Sich nichts merken."

„Sie also sind es —"

„Ja doch, ja, aber nur still! Machen Sie es wie ich, ich ziehe so viel Stroh wie möglich aus meinem Stuhle."

„Aber da können Sie ja durchbrechen?"

„Seien Sie unbesorgt; da ich ausgestopft bin, wiege ich viel weniger wie andere Menschen."

„Der General von Morange war keiner jener gewöhnlichen Männer, die, nachdem sie dem Tode auf vielen Schlachtfeldern getrotzt, sich friedlich in irgend ein

altes Schloß vergraben, um zu Füßen irgend einer Unter=Präfectur=Omphale als Herkules die Spindel zu drehen —"

„Bester Herr, Sie werden gar zu ermüdend!" rief Blanchard.

„Fortsetzung in der nächsten Nummer," sprach der Romanschreiber mit einer höflichen Verbeugung.

# XI.

Das Diner verlief ohne weitere bemerkenswerthe Vorfälle. Eine allgemeine Tischunterhaltung kam natürlicherweise nicht zu Stande. Nachdem das Dessert beendet, führte man die Pensionaire nach ihren verschiedenen Abtheilungen zurück, wo sich dann Jeder, nach einer ziemlich lebhaften Sitzung im Versammlungssalon, entweder in den Schlafsaal, oder in sein besonderes Zimmer, je nach seinen Vermögensumständen, zurückzog.

Zum ersten Male seit einem Jahre war Blanchard seines ambulanten Wohnhauses beraubt und man kann sich daher denken, daß er sich nicht in allerbester Laune zum Bettgehen anschickte.

Als er seine Bettdecke zurückschlug, fand er ein kleines Billetchen auf dem Kopfkissen, das jedenfalls während seiner Abwesenheit dahin gelegt worden war.

Neugierig entfaltete er es und las:

„Gnade für Amanda! Wenn sie strafbar ist, so „treffe die Strafe mich allein! Ich war Dein Freund

„ich habe Dich einen Augenblick vergessen können; ich „weiß, daß mein Verbrechen groß ist, allein es verdient „Entschuldigung. Amanda ist so schön, und Du warst „so unvorsichtig! Welche köstlichen Spaziergänge waren „es, an ihrer Seite, an den Ufern des Nierro, zur „Stunde, wo die Sonne sich in ihr purpurnes Nacht„gewand hüllt! Wohl tauchte die Erinnerung an Dich „zuweilen wie ein mahnender Ruf unseres Gewissens in „uns auf, aber sie ward eben so schnell wieder verbannt. „Armer Freund! Ich vermag Deinen Anblick nicht zu „ertragen, aber ich zittere für Amanda; sei barmherzig, „sei großmüthig, sei erhaben! Gnade für Sie! —"

Blanchard hatte keine große Mühe, in diesem banalen Schwulste den Styl seines Tischnachbars, des Roman=schreibers zu erkennen. Er warf das Blatt in den Kamin, sich auf das Bett und schlief im Nachdenken über sein seltsames Abenteuer ein, dessen Ausgang er entgegensah, ohne ihn zu wünschen, noch zu fürchten, wie der Dichter sagt.

Der zweite Tag verstrich wie der erste und bot Blan=chard nichts Bemerkenswerthes dar, als einen Ball von Verrückten. Es ist nämlich Gebrauch in Charenton, die Pensionaire beiderlei Geschlechts von Zeit zu Zeit auf einem Balle und in musikalischer Soirée zu vereinigen. Blanchard hatte das Glück, gleich am Tage nach seiner Ankunft einem solchen, wahrhaft originellen Feste bei=wohnen zu können; er machte die Bekanntschaft einiger Verrückter aus anderen Abtheilungen, und die gegensei=

tigen Vorstellungen fanden mit alle dem Ernste und höflichen Ceremoniell statt, wie man es nur irgend in feinen Zirkeln verlangen kann. Alle Herren waren in schwarzem Frack und weißer Cravatte, und die Eleganz der Anzüge ward nur durch eine auffallende Fülle von fabelhaften Ordensdecorationen, Sternen, Schnallen, Kreuzchen, Bändern, etwas auf die Spitze gestellt. Diese harmlosen Zeichen einer unschuldigen Eitelkeit abgerechnet — ließ die ganze Physiognomie des Balles in Bezug auf Eleganz und guten Ton durchaus nichts zu wünschen übrig.

Ganz besonders war es der weibliche Theil der Gesellschaft, der Blanchard's Aufmerksamkeit fesselte; es waren da junge, hübsche, graziöse Personen, deren Benehmen und Unterhaltung in keinem Salon störend bemerkt worden wäre; einige von ihnen sangen beliebte Arien und Romanzen, andere wieder trugen moderne Concertstücke mit mehr oder weniger Virtuosität vor. Nur war es Blanchard immer, als ob beim ersten Tagesschimmer die Noten plötzlich verhallen, sie selbst sich in Nebel auflösen, oder mit schwankenden Schritten in ihre Werkstätten von nürnberger Puppen zurückkehren würden, aus denen sie hervorgegangen.

Von alle Dem geschah jedoch nichts. Der Ball von Charenton endete eben so prosaisch, wie alle Bälle der Chaussée-d'Antin, oder der Straße Saint-Honoré. Die männlichen Narren verneigten sich ehrerbietig vor den weiblichen, die letzteren wurden im Vorsaal von ihren Krankenwärterinnen, einige sogar von ihren eigenen Kam-

merfrauen in Empfang genommen, die ihnen sorglich seidene, sammtene, mit Pelz gefütterte Mäntel und Mantelets über die Schultern warfen und sie schnell nach dem für sie bestimmten Gebäude zurückbrachten.

Am zweiten Tage nach seiner Ankunft, zu welchem ihm der Besuch des dirigirenden Oberarztes angekündigt worden war, befand sich Herr Blanchard in einiger Aufregung. Aber, als ob seine Geduld und Fassung auf die härteste Probe gestellt werden sollte, mußte es sich gerade diesmal so unglücklich fügen, daß der Oberarzt an dem Tage abgehalten ward, und seinen Stellvertreter schickte. Es war dies übrigens ein Mann von ziemlich ansprechendem Benehmen, der Blanchard ausnehmend artig im Sprachzimmer empfing

„Man hat mir schon viel von Ihnen erzählt, mein Herr," sagte der Arzt, „und ich freue mich, mit einem Manne zusammenzutreffen, dessen Originalitäten sich vor denen Anderer dadurch auszeichneten, daß sie stets den Stempel eines scharfen Geistes an sich trugen."

„Originalitäten? Originalitäten?" brummte Blanchard finster, dessen gute Laune durch diesen Anfang keineswegs sehr befördert ward; „ich habe niemals nach dem Titel eines Originals gestrebt."

„Ich verstehe originell im Sinne des Alcibiades, der Brancas; erfinderisch, wenn Ihnen dieser Ausdruck angenehmer ist."

„Mein Herr, lassen wir meine Originalität oder Erfindungsgabe ganz bei Seite, und erlauben Sie mir

eine Frage an Sie zu richten, an die Sie höchst wahrscheinlich schon zum Ueberdruß gewöhnt sein mögen, die ich Ihnen aber nichtsdestoweniger nicht ersparen kann: warum werde ich hier zurückgehalten?"

„Herr Blanchard, Sie gehören zu Denjenigen, denen gegenüber jede List und Verstellung nur ein unwürdiges Spiel wäre," antwortete der Arzt; „Ihre Bildung und Erziehung, ihre gesellschaftliche Stellung, vor Allem aber der vollkommen helle Verstand, den ich in diesem Augenblicke an Ihnen wahrnehme, machen es mir zur Pflicht, Ihnen offen und freimüthig zu antworten. Es scheint mir, Herr Blanchard, daß einige Ihrer letzten Handlungen gänzlich Ihrem Gedächtnisse entschwunden sind, und es thut mir leid, Sie daran erinnern zu müssen."

„Was können Sie mir für Thatsachen anführen?"

„Ihre Aktenstücke sind ziemlich umfänglich," sagte der Doctor, in einem dicken Heft blätternd.

„Wie! meine Aktenstücke?" rief Blanchard, auf den dieses Wort sichtlich einen höchst unangenehmen Eindruck machte.

„Das Tagebuch über Ihre Lebensweise, das von einem Ihren ergebensten Freunde niedergeschrieben worden ist, bietet ganz besonders während der letzten vierzehn Tage mehrere Episoden dar, die sich schwer erklären lassen, wenn nicht durch eine momentane Störung Ihrer Cerebralfacultäten."

„Fahren Sie fort, mein Herr; ich bitte."

„Zum Beispiel: Sie haben ganze Nächte auf Bäumen

zugebracht — Sie haben sich als ein Mann aus der Arbeiterklasse verkleidet — Sie haben die Bewohner eines ganzen Stadtviertels mit Ihren etwas indiscreten Nachforschungen belästigt — Sie haben einen armen Gartenarbeiter, nachdem Sie ihm Spirituosen aufgenöthigt, um ihn seiner Sinne zu berauben, einige Tage eingesperrt gehalten — — genug, Sie selbst werden jetzt, wo Sie bei ruhiger und klarer Besonnenheit sind, einsehen, daß diese Handlungen doch etwas zu — romantischer Natur sind, um in unsere jetzige Zeit zu passen."

Blanchard hörte stillschweigend zu, und forderte den Doctor nur durch ein Kopfnicken auf, fortzufahren.

„Ich will zugeben," sprach dieser weiter, seinen Armstuhl ganz zu Blanchard herumdrehend, „daß, streng genommen, alle diese Dinge noch nicht hinreichen, um die Maßregel, über die Sie Sich beschweren, vollkommen zu rechtfertigen; aber Sie sind noch weiter gegangen, wie Sie Sich dessen wohl entsinnen werden: Sie sind in der Nacht, in einem fremden Hause gefunden worden, in das Sie durch Uebersteigen einer Gartenmauer gedrungen waren. Ihr Name, Ihre sociale Stellung, Ihr Vermögen haben Sie vor einem entehrenden Verdachte geschützt, dagegen hat es Ihrer gesunden Urtheilskraft einen um so empfindlicheren Stoß versetzt. Hier waren nur zwei Wege einzuschlagen: der erste war, Sie den Gerichten zu übergeben, der zweite, Sie der Heilwissenschaft anzuvertrauen; und es ist wohl ein unleugbarer Beweis von Achtung und Schonung, daß man den zweiten gewählt hat."

„Demnach also halten Sie mich für verrückt?"

„Die Frage ist wohl zu wichtig, und zu zarter Natur, um sie ohne Weiteres beantworten zu können. Eine einzige Exploration und Unterredung reicht nicht aus, um hier ein bestimmtes Urtheil zu fällen. Für jetzt ist mir nur gestattet, Ihnen mit aller Rücksicht und Schonung, aber nach meiner vollen Ueberzeugung zu sagen, daß, wenn Sie nicht verrückt sind, Sie wenigstens wie ein Verrückter gehandelt haben."

„Und statuiren Sie nicht irgend eine Möglichkeit," frug Blanchard, „daß ganz vernünftige, wenn schon geheimnißvolle Ursachen allen diesen Dingen, die Sie mir da vorhalten, zum Grunde liegen können?"

„Lassen Sie mich diese Ursachen wissen; es ist sogar meine Pflicht, sie kennen zu lernen, zu würdigen, und wenn dieselben zu Gunsten Ihres gesunden Verstandes sprechen, wird Niemand bereitwilliger sein, als ich, Ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen."

Zum erstenmale befand sich Herr Blanchard in wirklicher Verlegenheit. Es ward ihm natürlich nicht schwer, in dem ganzen Verfahren gegen ihn eine Rache des weiblichen Freimaurer-Ordens zu erkennen; aber es war ihm augenblicklich nicht möglich, den Streich zu pariren, denn er fühle sich durch das Ehrenwort gebunden, das er Philipp auf dem Boulevard der Invaliden gegeben hatte. „Geben Sie mir Ihr Ehrenwort," hatte Philipp zu ihm gesagt, „daß Sie Niemand eine Sylbe von dem sagen wollen, was Sie sehen werden, bis Sie es mir

mitgetheilt haben." — Blanchard hatte es gegeben. Um Charenton verlassen zu können, das heißt, um dem Arzte eine genügende Erklärung seines Abenteuers zu geben, mußte er vor allen Dingen von Philipp Beyle seines gegebenen Ehrenwortes entbunden werden."

„Bevor ich Ihrer Ehrenhaftigkeit mein Geheimniß anvertraue, das meine Entlassung aus Charenton zur Folge haben muß, ist es unumgänglich nöthig, daß ich nach Paris schreibe," sagte er.

„Sie kennen ohne Zweifel schon die Hausordnung, von der ich selbst nicht das Recht habe, abzuweichen?" frug der Arzt. „Ihr Brief muß erst mir oder dem Direktor vorgelegt werden, bevor er an seine Adresse gelangen darf. Liegt Ihnen aber daran, keine Zeit zu verlieren, so können Sie ihn ja gleich hier vor meinen Augen schreiben."

„Sei es," sagte Blanchard.

Er setzte sich sofort an den Schreibtisch des Arztes, und schrieb:

Königliche Anstalt von Charenton.

„Im Geiste sehe ich Ihre erstaunten Blicke, mein „lieber Herr Beyle, wenn Sie die Aufschrift dieser Zeilen „lesen werden. Mein Himmel! ja, ich befinde mich im „Narrenhaus, wie unsere Väter zu sagen pflegten; Alles, „was ich in meinem Abscheu gegen sogenannte althergekömmliche Sitten und Gebräuche unternommen, dient „jetzt nur dazu, meine Anwartschaft auf meinen jetzigen „Aufenthaltsort zu bestätigen, oder mit anderen Worten,

„mich für einen Verrückten auszugeben. Ich weiß nicht,
„wer mich mit dieser unvorhergesehenen Reise überrascht,
„wer die Kosten derselben bestritten hat; ich vermuthe,
„daß ein Neffe von mir, mein einziger Verwandter, dabei
„die Hand im Spiele hat; so viel von der praktischen
„Seite dieser, der Zeiten der finstern Staatsgefängnisse
„würdigen Entführung. Wenn ich es aber nun unter=
„nehme, im Dunkeln nach einer andern Hand zu forschen,
„welche so gütig war, die Pforten der sogenannten ver=
„nünftigen Welt hinter mir zu verriegeln, so sehe ich
„sie klein, weiß, zartbehandschuht. —

„Kommen Sie schnell, mein lieber Diplomat, damit
„ich Ihnen vor allen Dingen erkläre, wie es kommt, daß
„Sie jetzt das hauptsächlichste Hinderniß meiner Frei=
„lassung sind.

„Im Namen Salomon's von Caux, Tasso's, Latude's
„und so vieler anderen Vorgänger beschwöre ich Sie,
„kommen Sie, wenn nicht das Verzeichniß dieser berühm=
„ten Märtyrer noch vermehrt werden soll durch den Na=
„men Ihres unglücklichen Freundes und Dieners

„Blanchard."

Der Arzt fand nichts an dem Briefe auszusetzen, der demzufolge sogleich abgeschickt ward. Indeß blieb er ohne Antwort, was seinen ganz natürlichen Grund darin hatte, daß Philipp Beyle unmittelbar auf die fürchterliche Ka=tastrophe, die ihn seiner jungen Frau beraubt hatte, in ein hitziges Fieber verfallen war und zu der Zeit mit dem Tode rang.

Ueberrascht von diesem Nichteintreffen einer Antwort, schrieb Blanchard einen zweiten, und dann sogar noch einen dritten Brief an Philipp.

„Ich habe Ihnen ein Versprechen geleistet," hieß es „im letzten, das mir furchtbar lästig zu werden beginnt. „Die Situation ist eine sehr ernste für mich: es handelt „sich ganz einfach um die Entscheidung der Frage, ob „ich verrückt bin, oder nicht. Ich werde noch eine Woche „warten; wenn Sie jedoch nach Ablauf derselben noch „nicht erschienen sind, um mich meines Wortes zu ent= „binden, dann sehe ich mich in die Nothwendigkeit ver= „setzt, dies aus eigener Machtvollkommenheit und als „äußerste Nothwehr selbst zu thun, und Enthüllun= „gen zu machen, wie man im Style des Assisenhofes „zu sagen pflegt. Wo zum Teufel stecken Sie denn nur? „Sollte Ihnen etwas Aehnliches, wie mir begegnet sein? „Ich strecke die Arme nach Ihnen aus, wie nach einem „zweiten Malesherbes!"

Nachdem auch diese letzte Frist ohne die mindeste Antwort geblieben war, entschloß sich Blanchard, den Oberarzt von Charenton um eine wichtige Besprechung unter vier Augen ersuchen zu lassen.

In dieser Unterredung erzählte er dem Oberarzte alle seine Versuche und Entdeckungen im Stadtviertel des Boulevards der Invaliden ausführlich und bis in's kleinste Detail; es war ihm gelungen, in einem Ver= stecke einer heimlichen Versammlung dieses weiblichen Ordens beizuwohnen, er hatte Amelie Beyle, die Marquise

von Pressigny, die Sängerin Marianna und noch viele andere Frauen aus den verschiedensten Ständen erkannt; er hatte geheime Verhandlungen und Beschlüsse mit angehört, die die Ruhe und das Glück mancher Familien gefährden konnten. Er schloß mit der förmlichen Anklage, daß dieser Sanhedrin in seidenen Kleidern ihm seiner Freiheit beraubt habe, um seiner etwaigen Indiscretion zuvor zu kommen.

Der Oberarzt hatte Blanchard lächelnd mit der Miene eines Liebhabers zugehört, dem man irgend ein Musikstück zum hundertsten Male vorträgt.

Als Blanchard seine Mittheilung geendet hatte, ging der Arzt an ein Repositorium, nahm ein Aktenfascikel heraus und blätterte darin.

„Sehen Sie wohl diese Schrift?“ sagte er dann, auf eine Seite zeigend.

„Ja.“

„Nun denn, alles was Sie mir so eben erzählt haben, ist hier im Voraus beschrieben.“

„Was beweist das?“

„Das beweist, daß Ihre Manie schon eine bekannte Sache war, daß man einen neuen Ausbruch derselben erwartete, und daß dieser so eben erfolgt ist.“

Blanchard erbleichte.

„Demnach also schenken Sie dem, was ich Ihnen so eben entdeckt, keinen Glauben?“ frug er.

„Es thut mir leid es sagen zu müssen: nicht den mindesten.“

„Aber dieser Frauenorden, dieser geheime Bund —"

„Einbildung von Ihnen, reine Einbildung."

„Aber wenn ich Ihnen mein Ehrenwort gebe, daß ich mit diesen meinen leiblichen Augen und Ohren gesehen und gehört habe —"

„Eine fixe Idee; eine perodische Manie."

„Herr!" schrie Blanchard auf, der seinen Zorn nicht länger mehr zu unterdrücken vermochte.

Der Oberarzt zog die Klingel; der Krankenwärter trat ein.

„Bleiben Sie hier, Chavet, und erwarten Sie meine Befehle," sagte der Oberarzt ganz ruhig.

# XII.

Blanchard gewann es über sich, seinen Zorn zu mäßigen und wieder ruhig zu erscheinen.

„Lassen Sie diesen Mann hinausgehen," sprach er sehr bewegt; „ich verspreche Ihnen, mich zu mäßigen."

„Bleiben Sie vor der Thür, Chavet, und seien Sie meines Winkes gewärtig."

Der Krankenwärter ging hinaus.

„Mein Herr," hob Blanchard nach einer Pause an, während welcher er wieder einige Fassung gewonnen hatte, „ich halte Sie für einen Ehrenmann, und obgleich Sie an dergleichen Reclamationen wie die meinige gewöhnt, und ihrer herzlich überdrüssig sein mögen, glaube ich doch, daß es mir noch gelingen werde, eine Saite bei Ihnen zu berühren, die nicht ganz unempfindlich gegen meine Beschwerden bleiben wird. Trotz der anscheinenden Zuverlässigkeit Ihrer Nachrichten über mich, bitte ich Sie nur, einen Augenblick die Möglichkeit anzunehmen, daß man Sie getäuscht habe."

„Das will ich sehr gern, mein Herr; was aber wollen Sie daraus folgern?“

„Sie sind wahrscheinlich verheirathet, mein Herr?“

„Ja, mein Herr,“ erwiderte der Arzt, erstaunt über diese Frage.

„Gesetzt nun, ich versicherte Ihnen auf mein Ehrenwort, daß ich auch Ihre Frau Gemahlin in dieser Versammlung gesehen, was würden Sie mir darauf entgegnen?“

Der Arzt schien einige Augenblicke nachzudenken; dann aber erwiderte er, eben so ruhig wie vorher:

„Mein Herr, zunächst würde ich Ihnen darauf entgegnen, daß mich das sehr wenig kümmere, weil ich ein unbegränztes Vertrauen in meine Frau setze, und zweitens, daß das nicht den mindesten Einfluß auf Ihre Angelegenheit hat. Frauen versammeln sich und wählen für ihre Versammlungen einen einsam gelegenen Ort; mit welchem Rechte maßen Sie sich an, sie dort zu belauschen und zu stören? Gehören die Dinge, die sie da verrichten unter Ihre Jurisdiction? Sind Sie eine obrigkeitliche Behörde, oder nur eine Privatperson? Und welches andere Interesse, als das einer kindischen Neugierde hat Sie bei Ihren angeblichen Entdeckungen leiten können?“

Blanchard schwieg verlegen.

„Sie erzählen mir da von einer Freimaurerei der Frauen,“ fuhr der Oberarzt dann wieder fort, „und es fällt mir gar nicht ein, deren Existenz in Abrede zu stellen, ja, ich wußte sogar schon selbst davon. Und meinen Sie wirklich, mein Herr, daß unsere Behörden, daß unsere Polizei, der noch ganz andere Mittel, wie

Ihnen zu Gebote stehen, um dergleichen Dinge zu entdecken, meinen Sie denn, daß diese nicht schon längst von dieser Freimaurerei der Frauen unterrichtet ist, und sie schon längst aufgehoben haben würde, wenn diese wirklich so gefährlich wäre, wie Sie behaupten? Ihre sogenannten Enthüllungen sind nichts weniger als Neuigkeiten. Das ist ganz Dasselbe, als ob Sie eben die wichtige Entdeckung gemacht hätten, daß es Wohlthätigkeitsvereine und Unterstützungsanstalten in Paris giebt."

Blanchard stierte den Oberarzt wie verdutzt an, und diesmal lag wirklich etwas Irres in seinem Blicke.

„Mein werther Herr Blanchard," fuhr dieser nach einer kleinen Pause fort, „erlauben Sie mir wohl, Ihnen einen wohlgemeinten Rath zu ertheilen?"

Blanchard machte eine bejahende Verbeugung.

„Nun denn, geben Sie den seltsamen Gedanken auf, der Sie zu der Meinung verleitet, als ob Sie ein wichtiges Mysterium von Paris entdeckt hätten. Begnügen wir uns an den geistreichen Enthüllungen des Herrn Eugen Sue. Substituiren Sie Sich nicht ferner unbefugt den obrigkeitlichen Behörden und überlassen Sie es diesen, zu thun was ihnen obliegt. Lassen Sie zwanzig, fünfzig, hundert Frauen sich versammeln, wie und wo es ihnen belieben wird. Mit einem Worte: verbannen Sie eine Erinnerung aus Ihrem Kopfe, die bis jetzt eine zu starke Portion Ihrer Intelligenz gefesselt hat; bekämpfen Sie eine vorgefaßte Meinung, die bis jetzt hoffentlich nur periodisch ist, indeß leicht eine exclusive werden könnte; treten Sie wieder in den Kreis der ge-

bräuchlichen Ideen und Gewohnheiten zurück, — vergessen Sie diese ganze Geschichte. Ihre Freiheit hängt davon ab."

Nach diesen letzten Worten war der Oberarzt aufgestanden, was als ein höflicher Wink galt, daß er die Unterredung zu beendigen wünsche.

Herr Blanchard schien indeß noch keineswegs ganz zufrieden gestellt zu sein.

„Auf die Gefahr hin," sprach er, „von Ihnen für wirklich verrückt gehalten zu werden, muß ich doch noch ein letztes Wort an Ihre Rechtlichkeit und Ehrenhaftigkeit richten. Ich glaube nicht an meinen Irrsinn, oder meine fixe Idee, wie Sie es nennen; das ist für mich eine feststehende Thatsache, trotz Ihres Lächelns. Andererseits wäre es in der That Wahnsinn, wenn ich auf einem längeren Widerstande beharren wollte, da mir ja Ihre Omnipotenz innerhalb dieser Mauern bekannt ist. Ich befinde mich nichtsdestoweniger diesen beiden Thatsachen gegenüber in großer Verlegenheit. Durch meine Familie, durch mich selbst, durch mein Vermögen besitze ich immer noch einigen Einfluß in der Welt, den es mir denn doch vielleicht gelingen würde, zu meinen Gunsten geltend zu machen. Eine Rücksicht hält mich davon ab: Sie handeln nach Ihrer Ueberzeugung als Ehrenmann, und diese möchte ich nicht verletzen. Seien Sie daher in dieser Conjunctur selbst Richter. Ich übergebe mich vertrauensvoll Ihren Händen; handeln Sie, wie Ihr Herz und Ihre Ehre es Ihnen vorschreiben."

„Ich danke Ihnen für diesen Beweis Ihrer Achtung

und Ihres Zartgefühls, und ich glaube Ihnen im Voraus versichern zu dürfen, daß Sie nie Ursache haben werden, ihn zu bereuen."

Nach diesen Worten schieden sie im freundlichsten Einvernehmen.

So hatte denn die Freimaurerei der Frauen ihre Triumphe bis innerhalb der Mauern von Charenton ausgedehnt. Darüber war Blanchard keinen Augenblick mehr im Zweifel. Er hielt es aber für klug, das Ungewitter, das er sich selbst über den Hals gezogen hatte, ruhig vorbeiziehen zu lassen.

So waren denn bereits mehrere Wochen verstrichen.

In dieser Zeit gestaltete sich aber ein so eigenthümliches, so ganz exceptionelles Phänomen in ihm, daß unsere Feder, die doch schon so manches Außergewöhnliche hat schildern müssen, dasselbe zu beschreiben zaudert. Das Beste wird vielleicht sein, gerade auf die Schwierigkeit loszugehen und mit glatten, dürren Worten zu sagen:

Herr Blanchard gewöhnte sich nach und nach an Charenton.

Nachdem er über allerhand Fluchtprojekten gebrütet, nachdem er davon geträumt, Strickleitern aus seinen Betttüchern zu machen, mit Hülfe eines Nagels dicke Mauern zu durchbrechen, trat plötzlich eine seltsame Geistesänderung bei ihm ein.

Er machte nämlich eines schönen Morgens die Entdeckung, daß er sich noch nie in seinem Leben wohler

gefühlt, — daß ihm die Luft in Charenton ganz vortrefflich bekomme, er mit dem besten Appetite esse und köstlich schlafe, daß er sich hier weniger langweile als im Jockey-klub und daß, Alles in Allem genommen, Charenton kein schlechterer Aufenthalt sei, als eine Villa in der Umgegend von Florenz, oder irgend ein beliebter Badeort.

Die von ihm so sehr gefürchtete Einförmigkeit des Lebens war hier, an diesem Sammelpunkte aller physischen und moralischen Excentricitäten, der geistreichsten wie einfältigsten, immer aber bizarren Einfälle am allerwenigsten zu finden. Es verging kein Tag, ja fast keine Stunde, wo ihm nicht dieser oder jener Pensionair eine Episode lieferte, die in mehr als einer Hinsicht Interesse gewährte, oder irgend eine Frage an ihn richtete, deren philosophische Tragweite seine Gedankenfolge in bis jetzt ihm noch ganz fremde Regionen leitete. Es entstanden nach und nach, so zu sagen, ganz neue Fächer in seinem Gehirne, und diese füllten sich im Laufe der Zeit mit Ideen und Ansichten vom höchsten Interesse, die er sich an keinem anderen Orte hätte verschaffen können. Ein eigenthümlicher Spiritualismus bemächtigte sich seiner, ohne daß er es selbst bemerkte, und dieser ward so allmählig das einzige mögliche Element seiner irdischen Glückseligkeit. Wo in der Welt hätte er, der passionnirte Beobachter, verschiedenartigere Gegenstände des Studiums, einen ergiebigeren Boden für die von ihm gesuchten Aufregungen und piquanten Eindrücke finden können? Er fand nach und nach nur einen einzigen Unterschied zwischen Cha-

renton und der übrigen Welt, und dieser Unterschied sprach ganz zu Gunsten seines jetzigen Aufenthalts: hier schritten wenigstens die Gebrechen, Fehler und Laster des menschlichen Geistes mit unverhülltem Angesichte einher, fast stolz darauf, die lästigen Fesseln des Verstandes abgestreift zu haben! — —

Mit dem Oberarzte, dem Direktor und dem ganzen Beamtenpersonale stand er auf dem allerbesten Fuße; fühlte er nur die kleinste Anwandlung von Ueberdruß oder Langeweile, so bat er um eine momentane Versetzung in irgend eine andere Abtheilung, die ihm auch stets unverzüglich verstattet ward. Ein ganz besonderes Fest bereitete ihm aber die jedesmalige Ankunft eines neuen Pensionairs, und somit neuen Stoffes zur Bereicherung seiner psychologischen Studien und Unterhaltungen.

Ja, dieses Behagen an dem Leben in einer ganz besonderen Gesellschaft — außerhalb der großen, gewöhnlichen Gesellschaft — stieg endlich zu dem Grade, daß Herr Blanchard endlich gar nicht mehr daran dachte, seine Freiheit zu begehren.

Allerdings muß auch gesagt werden, daß Niemand daran dachte, sie ihm anzubieten.

Einige seiner Freunde, die endlich seinen Aufenthalt entdeckt hatten, unternahmen es, ihn zu besuchen; es ward ihnen aber gesagt, daß Herr Blanchard weder Besuche erwarte noch annehme. Und das war die Wahrheit.

Hatte unser Freund Blanchard wirklich den Verstand verloren, und als Ersatz dafür jenes Glück gefunden, dem

er so lange — und auf so absonderlichen Wegen nachgejagt war?

Erasmus würde sagen: „Ja!“

Wir aber begnügen uns mit Montaigne zu sagen: „Vielleicht!“ —

---

Eines Morgens trat ein schwarz gekleideter, ernster Mann, dessen bleiche Gesichtsfarbe eine langwierige Reconvalescenz verkündete, in das Zimmer der Marquise von Pressigny.

Es war Philipp Beyle.

Sie reichte ihm die Hand hin, ohne zu sprechen; er blieb aber unbeweglich stehen und schien die Bewegung der Marquise gar nicht zu bemerken.

„Was ist Ihnen, Philipp?“ frug sie endlich. „Haben die Thränen, die wir Beide um den dahingeschiedenen Engel vergossen, nicht ein unauflösliches Familienband zwischen uns geknüpft?“

„Unsere Thränen, Madame, verdanken verschiedenen Quellen ihren Ursprung: die Ihrigen ohne Zweifel der Reue.“

„Reue? Philipp. — Ich verstehe nicht, was Sie damit sagen wollen."

„Allerdings; sind Sie nicht die erste Veranlassung zu Ameliens Tode?"

„Ich!" rief die Marquise entsetzt.

„Sie, Madame; wenn nicht als Tante, doch wenigstens als Groß-Meisterin."

„Still, Philipp! ein solches Wort in Ihrem Munde ist eine große Unvorsichtigkeit!"

Philipp lächelte verächtlich.

„Ich fürchte mich vor nichts, Madame, und spreche es daher frei und unverhohlen aus: Ihre Freimaurerei ist es, die meine Frau getödtet hat."

„O schweigen Sie! — oder ich muß an Ihrem Verstand irre werden."

„Sollte die Stimme Ihres Gewissens bis jetzt wirklich noch nicht laut geworden sein? Ist Ameliens Bild noch niemals vor Ihrer Seele erschienen, um Sie anzuklagen — wenn nicht gar, um Ihnen zu fluchen?"

„Wessen sollte es mich denn anklagen?" murmelte die Marquise scheu.

„Waren Sie es denn nicht, die ihre Autorität mißbrauchte und Amelie in diese nichtswürdige Höhle gelockt hat, in der sie ihren Tod finden sollte?"

„Philipp, Sie vergessen, daß Sie in meinem Zimmer sprechen."

„Und mit welchem Namen wollen Sie, daß ich jenen Ort bezeichnen soll, an welchem, in einer abscheulichen Verirrung der Ideen und Interessen, die reinen Engel des

häuslichen Heerdes mit den schmutzigsten Straßenfratzen zusammentreffen? Wie? kann man wohl ohne Entsetzen den Gedanken fassen, daß die intelligentesten, zartesten, am höchsten gestellten Frauen, diese Gottheiten der Familie, die sonst liebenswürdigsten und edelsten Musen der Unterhaltung, zu gewissen Stunden heimlich von ihrem Heerde entweichen, und in einer unnatürlichen Uebereinstimmung der Gefühle sich zu Kreaturen herabwürdigen, deren Namen die Fama des Lasters und der Schande laut verkündigt? — Ich bitte Sie, Madame, versuchen Sie nicht länger, ein so schmachvolles Bündniß vertheidigen zu wollen."

„Und dennoch werde ich es versuchen," antwortete die Marquise. „Sobald man den Ort unserer Zusammenkünfte betritt, hört man auf eine Individualität zu sein. Untersagen Sie den Magdalenen und Ninons den Eintritt in Ihren Gotteshäusern? Glauben Sie, daß Ihre Frau oder Ihre Schwester entehrt sei, weil ihr das Weihwasser am Eingange einer Kapelle von einer berühmten Sünderin gereicht worden ist? Gewiß nicht! Nun denn, die Werke, welche wir in unserem Orden verrichten, sind verdienstlich genug, um uns von einer jeden derartigen Berührung zu reinigen."

„Das sind Spitzfindigkeiten, Wortklaubereien, Madame. Entweder Sie sind mit und in der Gesellschaft, oder Sie stehen gegen dieselbe und außerhalb derselben."

„Wir sind auf der Seite der Schwachen und gegen die Starken, wir sind auf der Seite der Unterdrückten und gegen die Unterdrücker."

„Stolz und Selbsttäuschung!“ rief Philipp; „die Gerechtigkeit ist mit dem Rechte im Gesetzbuche — die Stärke mit dem Gesetze im Arme des Richters vereinigt; wer das eine oder das andere um seine Hilfe anruft, wird nicht vergeblich rufen. Außer dieser gesetzlichen Gewalt giebt es nur noch die Gewalt des Verbrechens, giebt es keine andere Gerechtigkeit, als die solcher im Dunkeln schleichenden Bündnisse: der Urtheilsspruch der Freimaurerei der Frauen, und der Degen einer Marianna!“

„Sie gehen zu weit, mein Herr!“ rief die Marquise empört.

„Und ich wiederhole es, das ist Ihre Gerechtigkeit, Ihre Gewalt! Wahrlich, Beides ist bewundernswerth! Und Sie, die Sie es wagten, Sich selbst den größten Antheil an dieser schauderhaften Verantwortlichkeit aufzubürden, Sie wähnen Sich in der That sicher vor allen Regungen Ihres Gewissens? Sollte es sich wirklich niemals gegen die heimlichen Complotte, die Sie gut heißen, gegen die Gewaltthaten erhoben haben, die in Ihrem Namen vollzogen werden? Das erscheint mir denn doch kaum glaublich. Groß-Meisterin der Freimaurerei der Frauen, das ist allerdings ein sehr pomphafter Titel; Schade nur, daß er mit einem Blutflecken besudelt ist.“

„Genug, Philipp, genug!“

„Ei so lassen Sie doch! Die Freimaurei der Frauen kann nicht allein aus Großmeisterinnen, Meisterinnen und dergleichen Leuten bestehen; sie muß auch Häscher und

Henker haben. Fürwahr, ein großes, trefflich organisirtes Corps! — Ich mache Ihnen mein Kompliment darüber."

„Mein Herr," entgegnete die Marquise würdevoll, „bei dieser ganzen traurigen Angelegenheit ist Niemand schuldig wie Sie; Sie allein waren es, der hier aller Großmuth, alles Vertrauens, aller Seelengröße ledig war; Sie waren es, welcher der unglücklichen Amelie unbarmherzig das Geständniß eines Eides entpreßte, zu dem sie sich nur zu Ihrer Rettung, zu Ihrem Schutze hatte bewegen lassen."

„Zu meinem Schutze?"

„Sie wissen es sehr wohl. Sie haben in Ihren jüngeren Jahren eine jener Verbindungen, eines jener zärtlichen Verhältnisse gehabt, die die Welt nur zu leicht zu verzeihen geneigt ist, sobald sie in ehrenhafter und offener Weise gelöst worden sind; es durfte dasselbe wohl von einer oder der anderen Seite schmerzliche Gefühle hinterlassen, aber nicht Haß. Warum hat Marianna Sie gehaßt? Weil Sie grausam, unbarmherzig gegen sie waren."

„Ich war jung, Madame; hierin liegt meine ganze Entschuldigung," versetzte Philipp.

„Und wann soll man ehrenhaft, gut und edel sein, wenn nicht in der Jugend? Meinen Sie, das sei eine ausschließliche Pflicht der reiferen Jahre?"

Philipp schwieg.

„Nur um Sie vor den Folgen dieses gerechten Hasses zu schützen," fuhr die Marquise von Pressigny fort, „ist Ihre Frau Mitglied einer Gesellschaft geworden, von

deren Existenz Sie vielleicht außerdem nie eine Ahnung bekommen hätten. Wenn es von meiner Seite ein Verbrechen war, sie dazu verleitet zu haben, so steht Ihnen am allerwenigsten das Recht zu, mir Vorwürfe darüber zu machen."

„Ei, Madame, hätten Sie mich doch Mariannens Haß allein tragen lassen, ohne ihn auch auf die arme Amelie zu lenken! Das wäre mir lieber gewesen. Gar manchmal in den bösen Tagen meines Lebens habe ich der Mündung meines Pistols gegenüber gestanden, bin manchem Hinterhalte auf meinen Wegen begegnet, habe manchen Verrath zur Rechenschaft ziehen müssen, und doch sehen Sie, daß ich noch lebe. Marianna's Rache! ei ja doch! ich würde sie festen Fußes erwartet haben, zwischen der Liebe meiner Frau und meiner eigenen Würde. Und wenn ich sogar in diesem Kampfe hätte unterliegen müssen, nun denn! so wäre ich ehrenvoll und im Genusse der Liebe gestorben!"

Beide schwiegen einige Zeit.

Die Marquise ergriff zuerst wieder das Wort:

„Nun denn, mein Herr, wenn ich in meiner guten Absicht gefehlt habe, so bin ich auch doppelt dafür bestraft."

„Wie so?"

„Ich habe meine geliebte Nichte verloren, und mir einen Feind zugezogen."

„Nur einen Tadler."

„Wenn ich indessen recht verstanden habe, so wird die Freimaureret der Frauen fortan an Ihnen einen unerbittlichen Feind haben," sagte sie unruhig.

„Mein erster Gedanke war allerdings, diese ganze Angelegenheit den Gerichten zu übergeben.“

Die Marquise erschrack.

„Indeß nach reiflicher Ueberlegung habe ich mich eines Anderen besonnen. Auf eine gerichtliche Untersuchung antragen, das hieße den Gerichten ein Namensverzeichniß überliefern, auf welchem man auch den der Madame Amelie Beyle gefunden hätte; die Verbindung für strafbar erklären, hieße auch Amelie noch im Grabe strafbar erklären. Die Mörderin hätte sich am Ende der weltlichen Strafe zu entziehen gewußt; darum habe ich das Rächeramt der Vorsehung überlassen.“

„Und Sie haben sehr weise daran gethan.“

Zudem hat mich Ameliens Tod so ziemlich fühllos gemacht.“

„So darf ich also auf Ihre Discretion rechnen?“ frug die Marquise, Philipp beobachtend.

„Auf meine Discretion, ja; aber auch nur auf diese.“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Dieser Besuch ist der Letzte, den ich Ihnen abstatte, Madame.“

„Sie gehen fort? — wahrscheinlich auf Reisen?“

„Keineswegs, Madame; ich gehöre nicht zu Denen, deren Herzenswunden ein Ausflug nach Italien oder an den Rhein zu heilen vermag. Ich bleibe in Paris. Sie erlauben mir aber, die Schwelle Ihres Hôtels nie wieder zu betreten, das zu schmerzliche Erinnerungen in mir erwecken würde. Durch Zufall und fast mit Gewalt bin ich in Ihre Familie getreten, und scheide wieder aus der-

selben in Folge einer Katastrophe, die uns einander für immer wieder zu Fremden macht. Die Marquise von Pressigny hat heute meinen Abschiedsbesuch empfangen. Ich fürchte, wenn ich sie wiedersehe, mich nicht genug an Ameliens Tante, und zu viel an die Großmeisterin des weiblichen Freimaurer-Ordens zu erinnern."

Er ergriff seinen mit einem Crêp überzogenen Hut und verließ das Zimmer.

# Epilog.

Philipp Beyle ist heute noch, was er vor zehn Jahren war. Er ist auf seiner Bahn geblieben, ohne weder vorwärts noch rückwärts zu schreiten. Man vermeidet es, ihm zu schaden, aber man beschützt ihn auch nicht mehr. Er hat diese Rolle angenommen, die ihn unabhängiger macht, und seinem Stolze besser zusagt.

Marianna hat er nicht wiedergesehen; nach Ameliens Tode wird sie wahrscheinlich, durch die unsichtbare Macht ihres Ordens vor etwaigen üblen Folgen geschützt, in's Ausland entflohen sein. Ihr Rachedurst gegen Philipp scheint gestillt zu sein, wenigstens hat er nichts mehr von dessen Wirkungen verspürt.

Philipp Beyle macht sich selbst kein Hehl daraus, daß er, ein zweiter Atlas, eine furchtbare Last auf seinen Schultern trage. Der geringste Fehltritt, das kleinste Versehen kann den Fall der maurerischen Weltkugel herbeiführen und ihn mit unter deren Trümmern begraben. Man hat ihm schon Schlingen der verschiedensten Art gelegt, deren einige mit den verführerischesten Blumen ver-

hüllt waren; bis jetzt aber hat er allen Versuchungen siegreich widerstanden.

Seiner gewöhnlichen ernsten Haltung hat sich eine melancholische Färbung beigesellt; er ist einer jener mysteriösen Salonhelden geworden, den man sich verstohlen zeigt und sich dabei zuflüstert: „das ist er!“ zum großen Aerger aller Neugierigen, die, nachdem sie den Namen leise haben aussprechen gehört, fragen, woher dessen Berühmtheit stamme.

Wir brauchen wohl nicht hinzu zu setzen, daß er jetzt das weibliche Geschlecht nicht mehr lästert, sondern sogar mit einer Art von Vorsicht von ihm spricht. Spöttelt er noch zuweilen, so geschieht es eben nur noch aus alter Gewohnheit und mit solcher Schonung, daß seine Epigramme mehr piquanten Parfüms gleichen. Ueber dem Aschenhaufen, der seine Freuden, seine Hoffnungen, seine Liebe verzehrt hat, kräuselt sich noch ein leichtes Rauchwölkchen empor, fast unmerklich, wie der Rauch aus dem Schornsteine armer Leute, — das ist: die Erfahrung.

Einsmals ist ihm ein ziemlich seltsames Abenteuer begegnet. Es war auf einem jener reizenden Maskenbälle, wie sie noch kurze Zeit vor dem Sturze Ludwig Philipp's die Fürstin *** gab. Abgespannt und gelangweilt schweifte Philipp Beyle aus einem Zimmer in's andere, und fand endlich ein behagliches Winkelchen in einem kleinen Salone, dessen Fenster nach der Seine hinausgehen. Schon hatte er hier einige Zeit, in Träumereien versenkt, geweilt, bevor er bemerkte, daß schon mehrmals weibliche Gestalten in rosa Dominos, mit schwarzen

Sammtmasken, sich um ihn herumgetrieben und einigemal sogar mit geheimnißvollem Wesen genähert hatten.

Eine derselben blieb endlich bei ihm stehen und berührte leise mit dem Finger seine Schulter, nachdem sie vorher einigen anderen rosa Dominos zugewinkt hatte, sich nicht zu entfernen.

„Was willst Du von mir, reizender Domino?“ frug Philipp, sich halb aufrichtend.

„Hüte Dich!“ lautete die Antwort; „seit einiger Zeit thust Du Schritte, um Dich Blanchard zu nähern. In Deinem eigenen Interesse rathe ich Dir, es zu unterlassen.“

„In meinem Interesse — oder in dem Deinigen?“ frug er plötzlich ernst.

„Du bist zwar im Besitze unserer Geheimnisse, aber wir können Dich zu Grunde richten.“

„Nein!“ sagte er, sich wieder auf den Divan zurückwerfend.

„Du bist sehr zuversichtlich,“ erwiderte der Domino; „und doch solltest Du wissen, daß uns nichts unmöglich ist.“

Eine ziemliche Anzahl rosa Dominos hatte sich um die Beiden versammelt, theils um dem Gespräche zuzuhören, theils um Unberufene abzuhalten, dasselbe zu thun.

„Bah!“ warf Philipp leicht hin, „Ihr seid weder verwegen noch ungeschickt genug, mich zu verderben. Womit wollt Ihr mir drohen? Mit dem Parfüm eines vergifteten Handschuhes? Oder mit einem vom Dache herabfallenden Ziegel? Pfui doch! Das Geheimniß, das

ich entdeckt, bürgt mir im Gegentheile für meine eigene Sicherheit, und mit dieser Rüstung bin ich ohne alle Furcht; ja, ich bin sogar überzeugt, daß Euer Orden eifrig bemühet ist, selbst gewöhnliche Unglücksfälle von mir abzuwenden, denn wer sagt Dir denn, liebliche Rose, daß nicht den Tag nach meinem zufälligen Tode ein Memoire an die Gerichte gelange? Das Mittelchen scheint Dir, nachdem es im Thurm von Nesle dagewesen, abgenutzt. Thut nichts; es läßt sich immer wieder anwenden. Genug, mich fängt man so leicht nicht; ich habe ein ganzes Arsenal von Vorsichtsmaßregeln gesammelt. Also steckt Euer Damoclesschwert in die Scheide, reizende Verbündete; mich bis auf einen Ball, beim Klange Strauß'scher Tänze zu verfolgen, zeugt übrigens nicht vom besten Geschmacke."

Der Schwarm von Dominos stob bis auf einige wenige auseinander.

„Ich hätte Euren Geheimbund beinahe vergessen," fuhr Philipp fort, „wenn Ihr mich nicht soeben selbst an seine Existenz erinnertet, und ich werde seiner fortan nur wie einer Art von Versicherungsanstalt für mein Leben gedenken — Schöner rosa Domino, willst Du mir einen Walzer schenken? —"

Auch die Letzten entflohen; Philipp sah sich wieder allein.

Ende.

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Bayerische Staatsbibliothek München

ich entdeckt, bürgt mir im Gegentheile für meine eigene Sicherheit, und mit dieser Rüstung bin ich ohne alle Furcht; ja, ich bin sogar überzeugt, daß Euer Orden eifrig bemühet ist, selbst gewöhnliche Unglücksfälle von mir abzuwenden, denn wer sagt Dir denn, liebliche Rose, daß nicht den Tag nach meinem zufälligen Tode ein Memoire an die Gerichte gelange? Das Mittelchen scheint Dir, nachdem es im Thurm von Nesle dagewesen, abgenutzt. Thut nichts; es läßt sich immer wieder anwenden. Genug, mich fängt man so leicht nicht; ich habe ein ganzes Arsenal von Vorsichtsmaßregeln gesammelt. Also steckt Euer Damoclesschwert in die Scheide, reizende Verbündete; mich bis auf einen Ball, beim Klange Strauß'scher Tänze zu verfolgen, zeugt übrigens nicht vom besten Geschmacke."

Der Schwarm von Dominos stob bis auf einige wenige auseinander.

„Ich hätte Euren Geheimbund beinahe vergessen," fuhr Philipp fort, „wenn Ihr mich nicht soeben selbst an seine Existenz erinnertet, und ich werde seiner fortan nur wie einer Art von Versicherungsanstalt für mein Leben gedenken — Schöner rosa Domino, willst Du mir einen Walzer schenken? —"

Auch die Letzten entflohen; Philipp sah sich wieder allein.

Ende.

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Bayerische Staatsbibliothek München

ich entdeckt, bürgt mir im Gegentheile für meine eigene Sicherheit, und mit dieser Rüstung bin ich ohne alle Furcht; ja, ich bin sogar überzeugt, daß Euer Orden eifrig bemühet ist, selbst gewöhnliche Unglücksfälle von mir abzuwenden, denn wer sagt Dir denn, liebliche Rose, daß nicht den Tag nach meinem zufälligen Tode ein Memoire an die Gerichte gelange? Das Mittelchen scheint Dir, nachdem es im Thurm von Nesle dagewesen, abgenutzt. Thut nichts; es läßt sich immer wieder anwenden. Genug, mich fängt man so leicht nicht; ich habe ein ganzes Arsenal von Vorsichtsmaßregeln gesammelt. Also steckt Euer Damoclesschwert in die Scheide, reizende Verbündete; mich bis auf einen Ball, beim Klange Strauß'scher Tänze zu verfolgen, zeugt übrigens nicht vom besten Geschmacke."

Der Schwarm von Dominos stob bis auf einige wenige auseinander.

„Ich hätte Euren Geheimbund beinahe vergessen," fuhr Philipp fort, „wenn Ihr mich nicht soeben selbst an seine Existenz erinnertet, und ich werde seiner fortan nur wie einer Art von Versicherungsanstalt für mein Leben gedenken — Schöner rosa Domino, willst Du mir einen Walzer schenken? —"

Auch die Letzten entflohen; Philipp sah sich wieder allein.

Ende.

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Bayerische Staatsbibliothek München

ich entdeckt, bürgt mir im Gegentheile für meine eigene Sicherheit, und mit dieser Rüstung bin ich ohne alle Furcht; ja, ich bin sogar überzeugt, daß Euer Orden eifrig bemühet ist, selbst gewöhnliche Unglücksfälle von mir abzuwenden, denn wer sagt Dir denn, liebliche Rose, daß nicht den Tag nach meinem zufälligen Tode ein Memoire an die Gerichte gelange? Das Mittelchen scheint Dir, nachdem es im Thurm von Nesle dagewesen, abgenutzt. Thut nichts; es läßt sich immer wieder anwenden. Genug, mich fängt man so leicht nicht; ich habe ein ganzes Arsenal von Vorsichtsmaßregeln gesammelt. Also steckt Euer Damoclesschwert in die Scheide, reizende Verbündete; mich bis auf einen Ball, beim Klange Strauß'scher Tänze zu verfolgen, zeugt übrigens nicht vom besten Geschmacke."

Der Schwarm von Dominos stob bis auf einige wenige auseinander.

„Ich hätte Euren Geheimbund beinahe vergessen," fuhr Philipp fort, „wenn Ihr mich nicht soeben selbst an seine Existenz erinnertet, und ich werde seiner fortan nur wie einer Art von Versicherungsanstalt für mein Leben gedenken — Schöner rosa Domino, willst Du mir einen Walzer schenken? —"

Auch die Letzten entflohen; Philipp sah sich wieder allein.

Ende.

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Bayerische Staatsbibliothek München

ich entdeckt, bürgt mir im Gegentheile für meine eigene Sicherheit, und mit dieser Rüstung bin ich ohne alle Furcht; ja, ich bin sogar überzeugt, daß Euer Orden eifrig bemühet ist, selbst gewöhnliche Unglücksfälle von mir abzuwenden, denn wer sagt Dir denn, liebliche Rose, daß nicht den Tag nach meinem zufälligen Tode ein Memoire an die Gerichte gelange? Das Mittelchen scheint Dir, nachdem es im Thurm von Nesle dagewesen, abgenutzt. Thut nichts; es läßt sich immer wieder anwenden. Genug, mich fängt man so leicht nicht; ich habe ein ganzes Arsenal von Vorsichtsmaßregeln gesammelt. Also steckt Euer Damoclesschwert in die Scheide, reizende Verbündete; mich bis auf einen Ball, beim Klange Strauß'scher Tänze zu verfolgen, zeugt übrigens nicht vom besten Geschmacke."

Der Schwarm von Dominos stob bis auf einige wenige auseinander.

„Ich hätte Euren Geheimbund beinahe vergessen," fuhr Philipp fort, „wenn Ihr mich nicht soeben selbst an seine Existenz erinnertet, und ich werde seiner fortan nur wie einer Art von Versicherungsanstalt für mein Leben gedenken — Schöner rosa Domino, willst Du mir einen Walzer schenken? —"

Auch die Letzten entflohen; Philipp sah sich wieder allein.

Ende.

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Bayerische Staatsbibliothek München

57/ 3/00

285

3

3.30
3

10.30

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Monselet, Charles,

Die Freimaurerei der Frauen Roman von Charles Monselet. Aus dem Französischen übersetzt von Ferdinand Heine

Bd.: 4

Leipzig 1856

P.o.gall. 2561 v-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10101151-6